1,50 DM / Band 161
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Medusas Rache

Belgien F 28 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 70



Medusas Rache

John Sinclair Nr. 161

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 04.08.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Medusas Rache

Stellen Sie sich vor, Sie sehen eine schöne Frau.

Stellen Sie sich vor, Sie schauen ihr in die Augen.

Stellen Sie sich vor, daß aus ihrem Kopf grüne, schillernde Schlangen wachsen.

Wenn Ihnen so etwas widerfährt, dann haben Sie Medusa gesehen. Aber Sie werden Ihren Freunden nichts mehr davon erzählen können, denn wer Medusa ansieht, der wird zu Stein.

Und ich, John Sinclair, schaute sie an!

Es ging um Bruchteile von Sekunden!

Medusa oder ich! Eine andere Alternative gab es nicht. Wenn sie mich anschaute, wurde ich zu Stein, dann war alles aus, dann würde ich hier in diesem Kellergewölbe elendig umkommen.

Und dabei hatte es so harmlos begonnen.

Nach dem Kampf gegen Lavinia, die schöne Hexe, hatte ich einen dreitägigen Kursus in der Nähe von Tullham mitmachen sollen. In einem Trainingscamp wollte man meine Kondition testen. Die ersten Stunden liefen glatt über die Bühne, bis ich bei einem simulierten Geländekampf über einen Kopf stolperte. Es war ein magisch aufgeladener Steinkopf, als ich ihn mit dem Kreuz berührte da zerfiel er zu Staub.

Ein paar Stunden zuvor wurde dicht bei Tullham eine kopflose versteinerte Leiche gefunden. Der Torso gehörte einem jungen Mann, der für einen Elektrounternehmer Kühlschränke fuhr, aber nicht ahnte, daß er als Rauschgifttransporteur mißbraucht wurde.

Der Unternehmer Abe Holbrook arbeitete nämlich mit dem Londoner Mafiachef Logan Costello zusammen. Seine Firma war praktisch eine Zwischenstation auf dem Weg nach Brighton. Dort hockten die Hauptabnehmer des Kokains. Das Zeug kam nicht pünktlich an, der große Boß in London wurde sauer und schickte zwei seiner Killer zu Holbrook. Der hatte das Kokain inzwischen in einem alten Gebäude versteckt, das verflucht war. Dort ging der Sammler um, ein versteinerter Diener der Medusa. Er sammelte die Köpfe der Opfer, trennte sie mit einer kleinen Motorsäge ab und steckte sie auf Pfähle, die sich im Keller des geheimnisvollen Gebäudes befanden.

Inzwischen wußte auch Sir James Powell, mein Chef, was sich ereignet hatte. Er schickte mich an die Front. Nach einigen Irrungen und Wirrungen gelang es mir, das Gebäude ausfindig zu machen.

Dort trafen wir dann aufeinander: Abe Holbrook, die beiden Mafiosi, der Sammler, Medusa und ich.

Es kam zum großen Kampf. Der Sammler starb durch mein Kreuz, beide Mafiosi wurden zu Stein, Holbrook hatte einen Schock bekommen, und übrig blieben die Medusa und ich. Im Keller des Gebäudes trafen wir aufeinander. Hier hatte mir Medusa durch magische Tricks eine raffinierte Falle gestellt. Sämtliche Pfähle, das waren bestimmt mehr als 50, kippten um und gegenseitig aufeinander zu, so daß sie ein verwirrendes Muster bildeten und kreuz und quer übereinander lagen.

Ich kam nicht vor und nicht zurück. Auch über mir befand sich dieses verdammte Dach aus Pfählen, so mußte ich zusehen, wie ich mich aus dieser Enge befreite.

Zudem war es stockdunkel.

Und Medusa zeigte sich mir.

Blitzschnell preßte ich meine Hand gegen die Augen, ich wollte sie nicht sehen, denn ich wußte nicht, ob mich das Kreuz schützen konnte.

Sie lachte. »Mein Gesicht leuchtet, Sinclair. Komm, schau mich genau an!«

Verdammt, sie wußte sogar meinen Namen. Ich konnte nicht wissen, daß sie sich mit Asmodina getroffen hatte, obwohl die beiden schon fast Feindinnen waren.

»Ich komme näher«, sagte sie, »immer näher…«

Verflixt, was sollte ich tun? Ich bewegte meinen Kopf um eine Winzigkeit voran und stieß mit der Stirn gegen einen Holzbalken.

Das war gut.

Ich öffnete die Augen.

Nicht Medusas Gesicht schaute mich an, sondern ich starrte auf den dunklen Balken.

Ein zentnerschwerer Stein fiel mir vom Herzen. Aus den Augenwinkeln nahm ich das Leuchten wahr.

Grünlich und zitternd…

Wie die Schlangen, die auf dem Kopf dieses weiblichen Dämons wuchsen und mich auch schon attackiert hatten.

»Ich schicke dir meine Freunde!« rief sie. »Paß auf, John Sinclair, sie werden dich bald berühren!«

Ich hielt die Augen noch immer offen und bemerkte auch, daß das Leuchten schwächer geworden war. Medusa mußte einen Stellungswechsel vorgenommen haben.

Vielleicht schaute sie in diesem Augenblick nicht mehr zu mir hin.

Freunde, ich riskierte alles. So schnell es ging, drehte ich mich in diesem verdammten Balkengewirr und hatte tatsächlich unwahrscheinliches Glück.

Medusa schaute zur Seite. Sie hielt den Kopf etwas gesenkt, deutlich sah ich das Flimmern der grünen Schlangenhaare.

Plötzlich hielt ich den Dolch in der Hand. Ich wußte selbst nicht, warum ich ihr nicht die Beretta abgenommen hatte. Ich hob meinen Arm, fand eine Lücke und schleuderte die Waffe.[1]

Ein silberfarbener Blitz fegte durch die Luft.

Vielleicht hatte sie etwas geahnt, denn sie drehte sich in dem Moment um, als sie der Dolch traf.

Ich ging wieder auf Tauchstation, kniff die Augen zusammen und hörte ihre gellenden Schreie.

Der geweihte Dolch mußte ihr in den Kopf gefahren sein.

Sie heulte, fluchte und schrie, wünschte mich in die tausendste Hölle, aber das kümmerte mich nicht. Hauptsache, ich hatte sie erwischt.

Plötzlich füllte das grüne Licht das Gewölbe. Ich hatte schon die Beretta gezogen, als sie den Dolch zurückwarf.

Ich preßte mich auf den Boden.
Dicht über mir blieb die Waffe in einem Balken stecken, während die Medusa noch immer schrie. Dann hörte ich ihre Schritte. Sie näherten sich der Treppe, und als ich einen vorsichtigen Blick riskierte, eilte sie die Stufen hoch.
Medusa floh!
Ich mußte sie doch hart getroffen haben. Bevor sie ganz verschwand, drehte sie sich noch einmal um.
Bei einem anderen Dämon hätte ich geschossen. Doch als sich Medusa noch in Bewegung befand, ging ich bereits auf Tauchstation, damit sie mich nicht ansehen konnte.
Aber sie schrie mir ihre Rache entgegen. Einen fürchterlichen Schwur. »Ich werde mich rächen, John Sinclair. In London wirst du die Hölle erleben! Denk daran, in London!«
Ich aber blieb hocken. Und ehrlich gesagt, mir war speiübel zumute.

***

Es war keineswegs einfach, unter dem Pfahlwirrwarr hervorzukriechen. Ich mußte ziemlich lange suchen, bis ich einen Weg gefunden hatte. Inzwischen war die Medusa längst über alle Berge. Mein Silberdolch hatte sie zwar nicht getötet, aber angekratzt, auch ein kleiner Erfolg. Richtig packen konnte ich sie nur mit einem Spiegel.
Bei der nächsten Begegnung hoffte ich, besser gerüstet zu sein.
Ich schaltete meine Bleistiftleuchte an und ließ den Arm einmal kreisen.
Ich hatte mit Hilfe der Dämonenpeitsche zwar zahlreiche Köpfe zerstört, aber längst nicht alle. Die meisten lagen auf dem Boden, ein makabres Erbe, das der Sammler und Medusa hinterlassen hatten.
Ich würde mit den zuständigen Dienststellen darüber reden, wie diese Dinge aus der Welt geschafft werden konnten.
Vielleicht mußte man die Schädel maschinell zerkleinern, denn es waren ja keine Menschen mehr, sondern normale Steine. Von diesem Gedanken müßte man ausgehen.
Müde stieg ich die Treppen hoch. Die Stille war für mich bedrückend. Hatte ich als einziger überlebt? Es schien mir so.
Kurz vor der untersten Stufe sah ich den ersten Mafioso. Er war nur noch ein kniendes steinernes Abbild. Ihn hatte Medusas Rache getroffen, ebenso den zweiten Killer, den ich am Ende der Treppe fand.
Ebenfalls zu Stein erstarrt.
Der Elektrohändler fiel mir ein. Sollte er es als einziger geschafft haben, der Bestie Medusa zu entkommen? Als ich die Eingangshalle betrat, hörte ich das leise Wimmern.

So schrecklich das Geräusch auch war, mir fiel trotzdem ein Stein vom Herzen.

Abe Holbrook lebte.

Er hatte das Beste gemacht, was er überhaupt tun konnte. Er hatte sich in einen Winkel verkrochen. Dort hockte er nun in sich zusammengekrümmt und schluchzte vor sich hin.

Ich leuchtete ihn an.

Holbrook merkte es nicht einmal. Er befand sich in einer anderen Welt. Ich ließ ihn sitzen und ging zurück, weil mir bei dem zweiten Mafioso etwas aufgefallen war.

Ja, geirrt hätte ich mich nicht. Neben dem Versteinerten lag eine mit hellem Pulver gefüllte Plastiktüte auf dem Boden. Traubenzucker war das bestimmt nicht.

Ich hob die Tüte auf, kostete ein wenig von dem Zeug und nickte.

Das war Heroin. Und irgendwie mußte Holbrook auch in diesem Geschäft mit drinhängen. Das zu klären, war Aufgabe der Kollegen, nicht die meine. Ich nahm die Tüte nur mit.

Dann mußte ich mich um Holbrook kümmern. Sobald ich ihn berührte, begann er zu schreien. Ich wußte nicht, was ich mit dem Mann machen sollte und griff schließlich zur Radikalkur. Mit einem gezielten Schlag schickte ich ihn ins Reich der Träume.

Tief atmete ich die Nachtluft ein, als ich draußen stand. Holbrook hatte ich zurückgelassen. Andere sollten sich um ihn kümmern.

Hauptsache, er lief nicht weg oder drehte sonstwie durch.

Auch den toten Polizisten fand ich wieder. Ich war sicher, daß er durch Mafiakugeln gefallen war.

Eine schlimme Sache.

Mittlerweile hatte sich die Aufregung gelegt. Als ich zehn Minuten später meinen Wagen erreichte, da dachte ich schon wieder an die Zukunft.

Medusa hatte mir finstere Rache geschworen. Ich glaubte daran, daß sie alles tun würde, um diese Rache auch in die Tat umzusetzen. Ich konnte mich da auf einiges gefaßt machen.

In Tullham hatten sich die Gemüter noch immer nicht beruhigt.

Zahlreiche Menschen befanden sich trotz der Dunkelheit noch auf der Straße und diskutierten die Ereignisse. Die Steinernen waren aufgetaucht. Ein Körper ohne Kopf hatte die Einwohner in Angst und Schrecken versetzt. Sie brauchten nun nichts mehr zu befürchten. Das Kapitel Sammler war abgeschlossen und das Kapitel Medusa aufgeschlagen. Das interessierte nur mich.

Vor der Polizeistation parkte ich vorschriftswidrig. Es ging nicht anders.

Dean Summer erwartete mich. Er stand in der Tür und lief mir entgegen, als ich ausstieg.

»Und?« rief er.
»Können wir rein?«
»Natürlich.«
Wir waren allein auf dem Revier. »Die Sache mit den Versteinerten ist erledigt«, machte ich Summer klar, »aber es gibt einen Toten. Ihr Kollege Melvin Nichols.«
»Nein!« Summer wurde blaß. Seine Hand fuhr hoch zur Kehle und krallte sich dort fest.
Ich nickte nur.
Der Mann schämte sich seiner Tränen nicht. Auch ich spürte ein verdammt mieses Gefühl in mir.
»Entschuldigung«, sagte der Beamte und schluckte. »Aber Melvin und ich waren Freunde.«
»Ich kann Sie verstehen.«
Anschließend berichtete ich, was vorgefallen war. Ich erkannte auch, daß Dean Summer mit diesen Problemen vollkommen überlastet war und versprach, ihm Hilfe aus London zukommen zu lassen.
Und nach London mußte ich anrufen.
Zuerst Suko. Den holte ich aus dem Bett, hörte aber keine Vorwürfe.
Ich berichtete stichwortartig und bat den Chinesen, auf meine Wohnung achtzugeben.
Das versprach er hoch und heilig.
»Und lege dir einen Spiegel bereit, falls unsere Freundin auftaucht«, wies ich ihn an.
»Darauf kannst du dich verlassen.« Dann sprach ich lange mit Sir James Powell. Auch er mußte Bescheid wissen, was unter Umständen auf die Riesenstadt noch alles zukommen würde.
»An welche Gegenmaßnahmen dachten Sie?« fragte er mich.
»Keine Ahnung.«
»Aber Sie müssen doch…«
»Wahrscheinlich ist sie nur auf mich fixiert«, erwiderte ich. »Mich hält hier nichts mehr. Ich fahre gleich los.« Dann forderte ich noch ein paar Beamte an, die die örtlichen Behörden hier unterstützen sollten.
Der Superintendent gab grünes Licht.
Ich verabschiedete mich von Dean Summer. Das Rauschgift ließ ich da. Summer persönlich wollte sich um diesen Abe Holbrook kümmern. Als er das sagte, war mir wohler.
Fünf Minuten später lag Tullham hinter mir.

***

Als ich in London eintraf, war ich todmüde. Jetzt brauchte ich nur noch eins – ein Bett.
Auf der Fahrt hatte ich auf weitere Verfolger geachtet, denn ich nahm den Racheschwur der Medusa verdammt ernst, doch niemand

hatte sich auf meine Fersen gesetzt. Weder Medusa noch einer von ihren gefährlichen lebenden Steinmenschen.

Unangefochten erreichte ich die Millionenstadt an der Themse. Ich rollte über ziemlich leere Straßen. Es war die vierte Morgenstunde, die Zeit zwischen Tag und Traum gewissermaßen, da holte die Stadt noch einmal Atem, bevor sie damit begann, in die Hektik eines neuen Tages zu fallen.

Ich kam von Süden und mußte quer durch die Stadt. Einige Ampeln waren ausgeschaltet, andere funktionierten.

Wenn ich anhielt, verfiel ich jedesmal in einen Gähnkrampf. Suko war sicherlich noch auf den Beinen und würde gern mit mir reden wollen.

Ich rollte wieder an.

Trucks begegneten mir oft. Die Ritter der Landstraße standen schon früh auf, um ihre Waren in alle Teile des Landes zu schaffen.

Ich wollte ein Bett und war froh, als ich in diese Straße einrollte, wo auch ich zu Hause war.

Ich fuhr ziemlich langsam. Den Bentley wollte ich trotz allem noch in der Tiefgarage abstellen.

Wieder hörte ich das Brummen eines Truckmotors. Der Lastwagen kam mir entgegen. Die beiden Scheinwerfer blendeten mich, weil der Wagen nicht genau in seiner Spur blieb, sondern in Schlangenlinien fuhr. Normalerweise wäre ich längst mißtrauisch geworden, so aber reagierte ich ein wenig spät.

Erst als der Truck dicht vor mir war, da merkte ich, daß dieser Wagen es auf mich abgesehen hatte.

Man wollte mich töten!

Plötzlich war ich wieder voll da. Weg die Müdigkeit, jetzt reagierte nur noch der Verstand.

Ich riß meinen Bentley herum. Hart und scharf drehte ich das Lenkrad nach links, hörte die Reifen über den Asphalt jaulen und rammte mit der langen Schnauze über ein bepflanztes Blumenbeet, das einen kleinen Parkplatz von der Straße abgrenzte. Der Wagen schleuderte etwas, brach mit dem Heck aus, wühlte Erde und Dreck auf und stand.

Ohne Kollision hatte ich es geschafft. Ich blieb nicht länger im Wagen sitzen, öffnete den Schlag und jumpte nach draußen.

Der Lastwagen stand.

Das wunderte mich, denn wenn es wirklich ein Anschlag auf mein Leben gewesen war, dann hätte der Fahrer die Flucht ergreifen müssen. Der Motor lief noch, und die beiden schweren Vorderräder hatten auf einem Gehsteig ihren Platz gefunden.

Ich sprang über die Blumenbegrenzung und lief auf den Lastwagen zu.

Mit der rechten Hand zog ich die Beretta, mit der linken riß ich die Tür an der Fahrerseite auf.
Zu schießen brauchte ich nicht.
Der Fahrer kippte mir entgegen.
Er war aus Stein!

***

Ich fing ihn auf und drückte ihn wieder zurück in den Wagen. Dann stellte ich den Motor ab und schloß die Tür. Ein unangenehmes Ziehen breitete sich in meinem Nacken aus. Vorsichtig schaute ich mich um. Ich wollte nach Medusa sehen, doch sie zeigte sich nicht. Und darüber war ich verflixt froh.
Aber sie befand sich in der Nähe. Nicht umsonst war der Fahrer dieses Trucks zu Stein geworden. Medusa mußte ihn also angeschaut haben. Eine Warnung für mich, die gar nicht hätte zu sein brauchen, denn auch ohne sie wußte ich, wie gefährlich die Schlangenköpfige war.
Ich zündete mir eine Zigarette an. Zwei Minuten wollte ich nun entspannen. Der Rauch trat aus meinen Nasenlöchern, die Augen hielt ich halb geschlossen. Von dem Fast-Unfall war nichts bemerkt worden. Kein Neugieriger betrat die Straße. Auch der Nachtportier im Haus schien eingenickt zu sein.
Ich warf die Kippe weg, trat sie aus und ging auf den Hauseingang zu. Die große Tür war abgeschlossen. Zum Glück besaß ich einen Schlüssel, öffnete und betrat die Halle.
Normalerweise hätte der Portier jetzt seinen Kopf heben müssen, das tat er nicht.
Er hockte in seiner Kabine und war wie zu Stein erstarrt.
Stein?
Auf einmal hatte ich ein ganz dummes Gefühl. Und auch so etwas wie Angst.
Die Haut auf meinem Rücken spannte sich, als ich mich der Portiersloge näherte. Die Glasscheibe stand offen. Deshalb hörte ich auch die Schnarchtöne.
Der Mann schlief. Ich gönnte es ihm, verdammt, ich gönnte es ihm von ganzem Herzen.
Der Portier hatte in seiner Bude Telefon. Ich mußte meine Kollegen anrufen, damit sie sich um die Steinleiche kümmerten. Ich allein konnte sie nicht wegschaffen.
Von der Seite her betrat ich die Loge und hob den Hörer ab. Das Freizeichen schien auf den Portier wie ein Wecksignal zu wirken, er schreckte hoch.
»Mr. Sinclair«, stotterte er verwirrt. »Was tun Sie denn hier?«
»Ich telefoniere«, erwiderte ich trocken.

Er rieb sich den Schlaf aus den Augen. Sein Gesicht nahm eine rote Tönung an. »Verdammt«, sagte er, »ich bin doch tatsächlich eingeschlafen.«

»Macht nichts.«

»Sie melden mich doch nicht?« Hoffnungsvoll schaute er mich an.

Während ich wählte, schüttelte ich den Kopf. »Nein, mein Lieber, ich gönne Ihnen den Schlaf.«

Er grinste, stand auf und verließ seine Bude. In der Halle machte er ein paar Kniebeugen.

Ein Kollege vom Nachtdienst meldete sich. Als er meine Stimme hörte, wurde er sofort sauer.

»Du willst doch nicht etwa sagen, daß…«

»Doch«, unterbrach ich ihn. »Schick einen Teil der Mannschaft vorbei. Ihr müßt eine Steinleiche abholen.« Ich nannte ihm die Adresse.

»Eine Steinleiche«, wiederholte er. »Klar, Steinleiche. Kenne ich mich aus. Bin jahrelang selbst Steinleiche gewesen.«

»Hör mal, das ist kein Witz, sondern eine verflucht ernste Sache«, wies ich ihn zurecht.

»Sorry. Passiert ja nicht jeden Tag, daß ich mit so etwas konfrontiert werde.«

Ich legte auf und wählte danach die zweite Telefonnummer. Der Apparat stand im Haus.

Suko hob sofort ab.

»Komm runter in die Halle.«

»Okay.«

Ich verließ die Loge. Der Nachtportier schaute mich an. »Ist etwas passiert?«

»Kaum.«

»Ist ja irgendwie ungewöhnlich, daß Sie so mitten in der Nacht hier erscheinen und telefonieren.«

»Sicher.« Ich behielt einen Fahrstuhl im Auge, sah die Zahlen aufleuchten, dann stoppte der Lift.

Suko stieg aus.

Schnell ging ich ihm entgegen. Bevor er Fragen stellen konnte, verließen wir das Haus.

»Die Medusa ist bereits in London«, machte ich dem Chinesen klar.

»Woher weißt du?«

Als Antwort führte ich ihn zu dem am Rand der Straße stehenden Lastwagen.

Ich öffnete die Tür.

Der Steinerne war verschwunden!

***

Sekundenlang stand ich sprachlos da, den Türgriff in der Hand haltend. Das war ein Schlag ins Genick. Damit hätte ich wirklich nicht gerechnet.

Teufel auch, wie konnte so etwas passieren? Hatte Medusa den Mann geholt?

»Wo ist denn deine Leiche aus Stein?« fragte Suko.

»Weiß ich nicht, zum Henker. Auf jeden Fall war sie vor einigen Minuten noch da. Und sie hat sogar versucht, mich mit dem Lastwagen zu rammen.«

Suko nickte. »Wir müssen also damit rechnen, daß sie jemand abgeholt hat. Und zwar nicht irgend jemand, sondern deine neue Freundin, die Medusa.«

»Wie richtig.« Meine Antwort klang spöttisch.

»Und was jetzt?«

Ich schaute in die Runde. »Viel Zeit ist nicht vergangen. Irgendwo in der Nähe könnte er sich versteckt halten.«

»Falls er in der Lage ist, sich zu bewegen«, bemerkte der Chinese.

»Das ist er. Darauf kannst du dich verlassen«, erwiderte ich.

»Gegen einige habe ich gekämpft und sie mit dem Kreuz erledigt. Wenn ich mir vorstelle, daß dieses ganze Theater wieder von vorn beginnt, möchte ich am liebsten auswandern.«

»Diese Medusa scheint sich ebenfalls hier aufzuhalten«, meinte Suko. »Kein beruhigendes Gefühl, wenn ich daran denke, daß plötzlich jemand vor mir steht, mich anschaut und ich zu Stein werde.«

Da hatte er mir aus dem Herzen gesprochen, aber ich sah keine Möglichkeit, ihm zu widersprechen. »Und ich habe schon die Mordkommission bestellt.«

»Wir sollten auf der Ladefläche nachsehen«, schlug Suko vor.

Das taten wir auch. Nachdem wir ein paar Schlaufen und Riemen aufgezogen hatten, lupfte ich vorsichtig die Plane an, während ich in der anderen Hand die Beretta schußbereit hielt. Ich wollte mich nicht noch mehr überraschen lassen. Nichts geschah.

Die Ladefläche war leer. Uns strömte nur der Geruch von fauligem Obst entgegen.

»Das war’s wohl«, bemerkte der Chinese ganz treffend.

Ich ließ die Plane wieder fallen, zurrte sie aber nicht fest. Dann fuhren zwei Wagen an.

Ich stellte mich an den Straßenrand und winkte. Die Fahrzeuge hielten.

Bevor die Leute ausstiegen, machte ich ihnen klar, daß sie wieder verschwinden konnten.

Sie schauten mich an, als hätten sie einen Verrückten vor mir.

»Haben Sie nicht was von einer Leiche erzählt?« fragte ihr Chef, ein noch junger Polizeioffizier.

»Ja, sie war auch da.«
»Dann sollten wir vielleicht den Dieb suchen.«
Der Mann hatte gute Vorsätze, aber ich zerstörte seine Hoffnungen. »Der Tote wird von allein verschwunden sein.«
Da knallte der Kollege die Tür zu und gab das Zeichen zur Abfahrt. Er fühlte sich auf den Arm genommen. Wahrscheinlich würde er sich bei Sir James beschweren. Das juckte mich nicht.
Wir sahen dem Wagen nach.
»Suchen könnten wir«, meinte Suko.
Ich schloß mich dem Vorschlag an. Weit konnte der Steinerne nicht sein. Er bewegte sich nicht so schnell wie ein Mensch. Ich glaubte auch daran, daß er sich in meiner Nähe aufhielt. Wahrscheinlich wollte er mir ans Leder und war von Medusa nur vorgeschickt worden. Suko und ich blieben zusammen, als wir um das große Haus schritten und nachforschten.
Nichts.
Der Tote schien sich buchstäblich in Luft aufgelöst zu haben. Er mußte ein verdammt gutes Versteck entdeckt haben, wenn wir ihn hier draußen nicht fanden.
Dann sagte Suko etwas, das mich elektrisierte. »Wenn er nun gar nicht hier draußen ist, sondern längst im Haus…«
Ich schaute den Chinesen an. »Verflixt, du hast recht.«
»Dann will er zu dir.«
»Und Shao ist da oben allein.« Plötzlich hielt uns nichts mehr. Im Laufschritt jagten wir zurück ins Haus.

***

»John ist unten!«
Eine andere Erklärung hatte Suko seiner Freundin Shao nicht gegeben. Dann war er verschwunden.
Klar, daß die hübsche Chinesin mit dem lackschwarzen Haar nicht mehr schlafen konnte. Sie stand auf und zog ihren Morgenmantel über das hauchdünne Nachthemd.
Nach Johns erstem Anruf hatte ihr Suko stichwortartig berichtet, um was es ging. Von einer Medusa hatte Shao noch nichts gehört, auch Suko wußte nicht so genau darüber Bescheid. Ihm war nur bekannt, daß derjenige, der sie anschaute, zu Stein erstarrte.
Dagegen kämpfte John.
Shao hatte Angst. Solch ein schlangenhäuptiges Wesen mußte etwas sehr Schreckliches sein und noch schlimmer war es, zu versteinern. Ein Schauer rann über ihren Rücken, als sie daran dachte.
»Es gibt nur eine Chance, ungeschoren davonzukommen«, hatte ihr Suko erklärt. »Du darfst sie nicht direkt anschauen, sondern nur durch einen Spiegel.«

Diese Worte hatte sich Shao gemerkt. »Wie kann man sie denn töten?« wollte sie wissen.
»Man muß ihr wohl den Kopf abschlagen«, erwiderte Suko.
Eine grausame Vorstellung, die Shao schaudern ließ. Doch mittlerweile hatte sie zuviel erlebt, um noch die große Angst zu zeigen.
Sie selbst war in Abenteuer verwickelt gewesen und ein paarmal soeben noch mit dem Leben davongekommen.
Sie verließ das Schlafzimmer und schritt in den Living-room. Es war ruhig in der Wohnung. Nur das Summen der Heizkörper war zu hören. Shao ging in die Küche. Immer wenn sie nachts aufstand, verspürte sie großen Durst.
Sie schenkte sich ein Glas Milch ein und trank langsam. Gerade weil es so still war, hörte sie auch das Geräusch draußen vor der Tür. Die Chinesin zuckte zusammen und stellte das Glas weg.
Kamen Suko und John zurück?
Nein, dann hätten sie schon längst die Tür aufgeschlossen. Aber es war jemand draußen, daran gab es keinen Zweifel. Eine Gänsehaut strich über Shaos Rücken. Schauergeschichten fielen ihr ein. Alles drehte sich um diese Medusa. Wenn sie nun vor der Wohnung stand und auf sie lauerte?
Shaos Herz klopfte schneller. Auf Zehenspitzen bewegte sie sich voran. Wenn doch jetzt Suko in der Wohnung gewesen wäre, würde es ihr viel besser gehen.
Vor der Tür stoppte sie. Dabei traute sie sich nicht, durch den gläsernen Spion zu schauen. Wenn diese Medusa wirklich draußen stand, würde ihr Anblick reichen, um Shao zu Stein werden zu lassen. Deshalb legte sie nur ihr Ohr gegen die Füllung und lauschte.
Kein Geräusch.
Langsam glaubte Shao, sich getäuscht zu haben. Sie ging ein wenig in die Höhe und riskierte nun doch einen Blick durch den runden Spion.
Der Flur lag leer vor ihr. Jedenfalls das Gebiet, das sie übersehen konnte.
Keine Gefahr.
Hatte sie sich getäuscht?
Hoffentlich, dachte Shao und ging wieder zurück in den Wohnraum. Doch das Gefühl der Unruhe blieb.
In diesem Haus ging etwas vor. Aus welchem Grunde hätte John sonst Suko nach unten geholt?
Shao dachte auch daran, daß es noch gar nicht so lange her war, wie Apep, die Höllenschlange, auftauchte, und von dem Hochhaus Besitz ergreifen wollte.
Sicher waren sie hier nicht…
Aber was war auf dieser Welt schon sicher? Wohin sie sich auch

verkrochen hätten, vor ihren Gegnern, den Dämonen, konnten sie nicht fliehen. Die würden sie überall finden.

Shao blieb inmitten des Wohnraums stehen. Sie lauschte weiter, horchte auf fremde Geräusche, zu hören war nichts. Du machst dich selbst verrückt, dachte sie und vernahm dann die Schritte auf dem Flur. Wenig später wurde ein Schlüssel ins Schloß gesteckt.

Dann betraten John und Suko die Wohnung.

Shao fiel ein Stein vom Herzen.

»Alles in Ordnung?« fragte der Chinese und schaute sich um.

»Ja, was sollte denn sein?«

»Nichts.« Suko lächelte. Allerdings ein wenig verkrampft.

Ich hatte ebenfalls nichts gesehen und holte es nach, Shao zu begrüßen. Sie hauchte mir einen Kuß auf die Wange. »Hast du den Fall gut überstanden, John?«

Ich winkte ab. »So leidlich.«

»Dann war es schlimm?«

»Medusa ist mir entkommen, und sie steckt in London, wie dir Suko sicherlich schon gesagt hat.«

»Ja, das stimmt.« Shao schaute mich fragend an. »Und was war unten los?«

Ich erzählte es ihr.

»Ein Versteinerter«, flüsterte sie. »Himmel, so etwas habe ich ja noch nie gesehen.«

»Hoffentlich bleibt dir der Anblick erspart«, erwiderte ich. »Hier suchen wir allerdings auch.«

»Du hast nicht zufällig etwas bemerkt?« wollte Suko wissen.

»Eigentlich nicht.«

»Was heißt eigentlich?« hakte ich nach.

Shao lächelte schmal. »Vorhin ist es mir so vorgekommen, als hätte ich draußen auf dem Flur Geräusche gehört. Doch als ich durch den Spion schaute, war nichts.«

»Nur auf dem Flur?«

»Nein, auch an der Tür. Mir können allerdings auch meine überreizten Nerven einen Streich gespielt haben. Suko hat mich ziemlich nervös gemacht.«

»Das vergeht wieder.« Ich schaute auf die Uhr. »Kinder, ich lege mich noch etwas aufs Ohr, sonst falle ich hier gleich um. Der letzte Tag hatte es verdammt in sich gehabt.«

»Man sieht es dir an«, bemerkte Suko.

Ich verabschiedete mich von den beiden und verließ die Wohnung. So ganz beruhigt war ich nicht. Ich hatte es nur nicht vor Shao zugeben wollen. Medusa und ihre Diener waren höllisch gefährlich, da biß keine Maus den Faden ab. Und sie waren für jede Überraschung gut. Vor meiner Wohnungstür blieb ich stehen und schaute mir genau

das Schloß an. Keine Kratzer. Es hatte sich also niemand daran zu schaffen gemacht, es sei denn, er wäre ein Spezialist gewesen.
Ich holte den Schlüssel hervor und schloß auf. Bevor ich die Tür aufdrückte, warf ich noch einen Blick in den Gang. Er war leer. Der Gang hier oben erinnerte mich immer an den eines Hotels. Auch dort zweigten zahlreiche Türen ab, in deren Nischen sich auch jemand verstecken konnte.
Ich drückte die Tür auf. Dabei drehte ich mich halb und wandte dem Gang den Rücken zu.
Das war ein Fehler.
Als ich die schweren Schritte hörte, war es fast zu spät. Ich dachte noch daran, daß sich der Gegner irgendwo in der Türnische versteckt gehalten hatte, da bekam ich schon den Schlag in den Rücken.
Er hätte mich wesentlich stärker getroffen, aber ich befand mich bereits auf dem Weg nach vorn, so daß der Hieb nur mehr meinen Rücken streifte. Trotzdem katapultierte er mich in die schmale Diele.
Ich konnte mich allerdings auf den Beinen halten, fiel gegen die Wand und kreiselte herum.
Der Steinerne stand in der Tür.
Er war nicht verschwunden, und Shao hatte sich auch nicht geirrt.
Wie er aus dem Wagen gekommen war, interessierte mich in diesem Augenblick nicht. Für mich allein zählte, daß ich mit ihm fertig wurde. Er hämmerte die Tür zu.
Beim ersten Auftauchen solcher Monster hatte ich noch Magendrücken bekommen, doch nun hatte ich mich an den Anblick so ziemlich gewöhnt, und ich wollte ihn auch nicht auf die übliche Art und Weise erledigen, sondern etwas völlig anderes versuchen.
Mein Zurückweichen glich einer Flucht. Es sah wirklich nur so aus, denn ich hatte etwas ganz anderes im Sinn. Blitzartig war mir die Idee gekommen.
Desteros Schwert!
Ich hatte es ihm abgenommen und ihn selbst damit getötet. Es war eine Waffe, die ich nicht überall mit hinnehmen konnte, weil sie einfach sehr groß und sperrig war. Aber hier in der Wohnung konnte ich sie einsetzen.
Das Schwert bewahrte ich dort auf, wo sich auch der Kelch des Feuers und der silberne Nagel befanden, mit dem ich vor Jahren einmal Dr. Tod getötet hatte. Ich hatte es samt Gehänge an einen kleinen, sehr stabilen Haken gehängt und riß die Waffe nun mit einer glatten Bewegung aus der Scheide.
Der Steinerne war mir gefolgt. Er trat einen Sessel zur Seite. Er riß gleich noch zwei Stühle mit um. Der Steinerne ging breitbeinig wie ein Roboter. Seine Gelenke rieben aufeinander, wenn er sich bewegte.
Ich hielt den Griff mit beiden Händen fest. Die Schwertklinge

schillerte bläulich. Sie bestand aus einem Material, das auch für Dämonen tödlich war, denn Destero hatte mit dieser Waffe unter seinen eigenen Schwarzblütlern aufgeräumt.
Eine Waffe besaß der Eindringling nicht. Er verließ sich voll und ganz auf seine Kraft.
Ich ließ ihn kommen.
Beide Arme hatte er zum Schlag erhoben. Er wollte mich also mit zwei Hieben zerschmettern.
Dann schlug er zu.
Er ließ die Arme kurzerhand nach unten fallen, doch ich hatte damit gerechnet und sprang zur Seite.
Die Klauen verfehlten mich, der Körper sackte ein, und einen Herzschlag lang lag der Kopf frei vor mir.
Die Gelegenheit.
Ausgeholt hatte ich schon. Ich brauchte nur noch zuzuschlagen. In Kopfhöhe und waagerecht pfiff die Klinge durch die Luft. Es war ein gewaltiger Hieb, und ich traf.
Mit einem glatten Streich trennte das Schwert den Kopf vom Körper des Steinernen. Mir war es überhaupt nicht vorgekommen, als hätte ich gegen harten Stein geschlagen.
Der Kopf machte sich plötzlich selbständig. Im ersten Augenblick sah es so aus, als würde er in der Luft stehenbleiben, etwa zwei Handbreiten von der linken Schulter des Steinernen entfernt.
Dann fiel er zu Boden.
Mit einem dumpfen Laut schlug er auf, tickte noch einmal und rollte mir vor die Füße.
Auch der Torso kippte.
Langsam neigte er sich nach vorn, ein Zittern drang durch die graue Gestalt, ich steppte zur Seite, damit er mich nicht traf. Mit dem oberen Teil des Körpers wuchtete er auf die Couch.
Vorbei…
Ich schaute auf die Klinge. Sie sah aus wie immer. Keinen Kratzer hatte sie abbekommen, nichts. Dieses Schwert war wirklich etwas Besonderes. Darauf konnte man sich verlassen.
Ich lächelte grimmig, als ich mir den Kopf und den Torso anschaute. Beide lösten sich auf.
Ich stellte das Schwert wieder in den Schrank und dachte darüber nach, daß laut Homer die Medusa von Perseus getötet wurde. Er hatte ihr den Schädel abgeschlagen.
Nur so konnte man sie erledigen.
Wenn ich gegen sie antrat, und das würde unweigerlich auf mich zukommen, würde ich auch mein Schwert nehmen und versuchen, ihr den Schädel abzuschlagen.
Das nahm ich mir fest vor. Nur hoffte ich, daß ich dann auch das

Schwert zur Hand hatte.

Schläge gegen die Tür ließen mich aufhorchen. Im nächsten Moment ertönte die Klingel. Sicherlich hatte Suko mitbekommen, was hier in meiner Wohnung geschehen war.

»Alles in Ordnung!« rief ich schon auf dem Weg zur Tür.

Ich öffnete.

Suko trug einen dunkelgrünen Trainingsanzug und hielt in seiner rechten Hand die Beretta. In seinem Aufzug sah das lustig aus, und ich mußte grinsen.

Er ging an mir vorbei. »Was ist geschehen?«

»Ich hatte Besuch.«

»Wer? Der Steinerne?«

Eine Antwort bekam er nicht. Dafür ging ich vor und deutete in den Wohnraum.

Dort lag der Staub.

»Wir brauchen einen Sauger«, sagte ich grinsend. »Das ist von ihm übriggeblieben.«

Suko nickte anerkennend. »Wie hast du ihn erledigt?«

»Mit dem Schwert!«

»Deshalb habe ich keinen Schuß gehört.«

»Und dieses Schwert, Suko, ist sagenhaft. Damit werde ich auch die verdammte Medusa ausschalten, das kannst du mir glauben, mein Lieber.«

»Hoffen wir's.«

Ich schaute mich um. Seit mir der Steinerne über den Weg gelaufen war, traute ich keinem mehr. Vielleicht war es Medusa gelungen, in meine Wohnung einzudringen.

Suko hatte meine Gedanken geahnt und den Spiegel in der Diele von der Wand genommen.

Ich grinste. »Den kann ich unmöglich immer mit mir herumschleppen.«

»Aber hier.«

Wir fanden nichts. Die Medusa hatte sich nicht getraut, bei mir einzubrechen, der Steinerne als erste Warnung reichte ihr völlig aus.

Ich rief beim Yard an und orderte Leute her, die sich um den Lastwagen kümmern sollten. Auch mußte die Identität des Mannes festgestellt werden. Hoffentlich hatte er keine Familie.

Dann saugte ich wirklich den Staub weg. Suko blieb solange bei mir. Als er sich verabschiedete, wurde es schon hell.

»Legst du dich noch hin?«

»Und wie!«

Kaum hatte Suko die Tür hinter sich geschlossen, als ich schon die Kleidung abstreifte. Das Schwert stellte ich neben mein Bett. Man konnte ja nie wissen.

Kaum hatte mein Kopf das Kissen berührt, da war ich schon eingeschlafen. Die Natur forderte ihr Recht.

***

Sie trafen sich dort, wo sie keines Menschen Auge sehen konnte.

Zwischen den Dimensionen, im Nirgendwo, im Niemandsland, wo Heulen und Zähneknirschen herrschte.

Asmodina und Medusa.

Zwei Dämoninnen, zwei machthungrige Bestien, die sich gegenseitig nichts gönnten.

Doch ein gemeinsamer Feind hatte sie zusammengeschweißt.

John Sinclair!

Wenn es gegen die Menschheit ging, dann begruben auch Dämonen ihre alten Feindschaften und Gegensätze, dann zählte nur der Sieg über die anderen. Hinterher jedoch machten sie sich wieder gegenseitig das Leben schwer.

Um die beiden Frauen herum war die Schwärze des Weltalls. Gewaltig, dunkel, drohend, unendlich…

Da war einmal Asmodina mit ihrem feuerrotem Haar, und den Kontrast bildete Medusa, auf deren Kopf die zahlreichen, grün schillernden Schlangen wuchsen. Medusa hatte um ein Treffen gebeten, und Asmodina war dem Wunsch zu gern gefolgt, könnte sie der anderen doch ihre Mißerfolge vorhalten.

»Heute bist du allein?« fragte die Teufelstochter spöttisch. Ihr machte es nichts aus, Medusa anzuschauen. Nur Menschen wurden bei dem Anblick zu Stein.

»Ja.«

»Dann sind deine Diener nicht mehr?«

»Keine Angst, ich hole mir neue.«

»Hat John Sinclair die anderen vernichtet?« höhnte Asmodina.

Die grünschwarzen Pupillen der Medusa verdunkelten sich noch mehr. Sie mußte sich beherrschen, um Asmodina nicht an die Gurgel zu fahren. »Du weißt es doch. Warum fragst du dann?«

»Nur so. Und was willst du von mir?«

»Informationen.«

»Über wen?«

»John Sinclair!«

Die Teufelstochter lachte. »Hast du ihn nicht selbst in Aktion erlebt?«

»Ja, aber du kennst ihn besser.«

»Das stimmt.«

»Und es stimmt auch, daß es dir bisher nicht gelungen ist, ihn zu fassen. Er hat dir wohl zahlreiche Niederlagen beigebracht, oder wie sehe ich das?« Diese Bemerkung konnte Medusa sich nicht verkneifen. Sie mußte sie der Teufelstochter unter die Weste reiben.

»Das kannst du so nicht sagen«, antwortete Asmodina, sie blieb ziemlich gelassen, denn sie wußte sich in einer stärkeren Position.

»Wir sind erst noch im Aufbau, aber du, Medusa, stehst allein gegen diesen Mann und willst ihn töten.«

»Ich schaffe es auch!«

»Und warum bist du dann zu mir gekommen?«

»Weil ich, wenn ich ihn töte, dir damit auch einen großen Gefallen erweise.«

»Wie reizend von dir.«

»Hilfst du mir nun?«

»Es kommt darauf an, was du von mir willst.«

»Sag mir, wie ich ihn fassen kann!«

»Ganz einfach. Du brauchst ihm doch nur gegenüberzutreten, und er wird zu Stein.«

»Ja, aber dazu muß ich ihn haben.«

»Das wird natürlich schwer sein.« Asmodina lächelte sphinxhaft.

Ein Zeichen, daß auch sie nicht mehr so recht weiter wußte.

»Du schaffst es nicht«, lockte Medusa sie.

»Doch, ich weiß etwas.«

»Rede.«

»Zuvor möchte ich klarstellen, daß du mir zu gehorchen hast, wenn es dir tatsächlich gelingen sollte, John Sinclair in deine Gewalt zu bekommen.«

Medusa zögerte. »Darüber können wir später noch reden.«

»Du willst mich hintergehen.«

»Nein, aber ich möchte mich nicht schon zuvor unterordnen. Ich würde dann zu sehr daran denken und könnte mich nicht so sehr auf John Sinclair konzentrieren.«

»Das stimmt.« Asmodina nickte. »Nun gut, ich werde dir einige Tips geben. Hör genau zu…«

***

Slim Limmerick, der Ire, hatte vor 25 Jahren seine Heimat verlassen und war seit dieser Zeit auch Leichenwäscher. Er gehörte praktisch zum Inventar des größten Londoner Friedhofs und erledigte seinen Job mit der Routine eines alten Berufskämpen. Inzwischen kannte er auch die Menschen, die regelmäßig die Gräber ihrer Angehörigen besuchten, und Slim war auch dabeigewesen, wenn die ehemaligen Besucher selbst unter die Erde gebracht wurden. Ein ewiges Kommen und Gehen, der Leichenwäscher hatte sich daran gewöhnt. Es gab Tage, da hatte er besonders viel zu tun. Dann mußte er oft und mehr Leichen an einem Tag waschen, später wiederum konnte er sich mit drei Toten zufriedengeben. Dann hatte er Zeit, spazierte auf dem Friedhof umher, half mal einem Gärtner oder plauderte ein paar

Minuten mit den ihm bekannten Besuchern.

Auch heute war wieder so ein Tag.

Drei Leichen hatte er gewaschen, eine vierte und fünfte war noch nicht angekündigt worden, und so nahm sich Slim Limmerick die Zeit, zu einem kleinen Spaziergang.

Er legte seine Schürze ab, legte sie sorgfältig zusammen und bedeckte damit die Sitzfläche eines Holzstuhls. Dann verließ er seine kleine Kammer, in der es nach Desinfektionsmitteln roch. Slim nahm sie schon gar nicht mehr wahr, so sehr hatte er sich daran gewöhnt.

50 Jahre war er vor vier Tagen geworden und noch immer nicht verheiratet. Zweimal hatte er die Chance gehabt, doch dann erfuhren die Frauen von seinem Beruf und gingen laufen.

»Einen Kerl, der nach Leichen stinkt, will ich nicht im Bett haben«, hatte ihm die Letzte zum Abschied gesagt.

Slim wollte aber seinen Job nicht aufgeben. Er strich noch einmal über sein graumeliertes, glatt nach hinten gekämmtes Haar und fuhr mit zwei Fingern durch den buschigen Schnauzbart, wo noch die letzten gelben Reste vom Frühstücksei klebten. Dann verließ er den Raum.

Er betrat den langen Gang, wo auch die Zimmer der Friedhofsverwaltung lagen. Hier trafen sich die Menschen, wenn sie zur Beerdigung gingen. Auch jetzt waren wieder welche versammelt. Frauen und Männer mit blassen Gesichtern. Besonders die Frauen hatten verweinte Augen. Lippen waren fest zusammengepreßt, die Hände hielten die Blumensträuße hart umklammert.

Slim kannte das Bild. 20 Yards weiter lag eine der Trauerhallen.

Soeben wurde die Doppeltür geöffnet, und die Gruppe schritt auf die Halle zu.

Slim lief an der Halle vorbei und wandte sich nach rechts, wo der Ausgang lag. Der linke Türflügel stand offen. Dahinter begann eine breitstufige Treppe, die auf einem kiesbestreuten Platz endete, in dessen Mittelpunkt eine große Ulme ihre Äste gegen den blaugrauen Himmel reckte.

Es war ein warmer Tag. Manche sagten »zu warm« für den April.

Aber warum sollte die Sonne nicht mal ein bißchen mehr als sonst scheinen? Regen gab es auf der Insel genug.

Weiter entfernt fuhr ein Gärtner vorbei. Er hockte auf einem kleinen Elektroauto, dessen Gummireifen über den Asphalt summten. Der Gärtner winkte.

Er und Slim kannten sich gut. Sie hatten zur gleichen Zeit auf dem Friedhof angefangen.

Mit dem Mann wollte Limmerick später noch ein kleines Schwätzchen halten.

Er selbst wandte sich dem älteren Teil des Friedhofs zu. Hier war es

noch gemütlicher. Den neuen Teil verglich Slim immer mit diesen Hochhaussiedlungen. Die Gräber lagen dicht an dicht. Alle waren gleich, nichts Individuelles. Nur alles uniformiert. Das war nichts für Slim Limmerick.

Er liebte die andere Atmosphäre. Die großen Rasenflächen, wo auch Bäume und Sträucher wuchsen, deren Zweige und Äste ein natürliches Dach über die Gräber gelegt hatten. Das war besser, da störten nur die schmalen, mit Asphalt überzogenen Wege, die das Gelände durchschnitten.

Daran hatte sich der Leichenwäscher inzwischen gewöhnt. Er freute sich über die Sonne und die Vögel, die jetzt wieder sangen, daß es eine wahre Pracht war. In der Giebelspitze der großen Leichenhalle hatten mehrere Amseln ihre Nester gebaut. Bald würden sie Eier legen.

Die Natur war erwacht. Der Leichenwäscher erfreute sich an dem frischen Grün, die Luft roch anders, war viel sauerstoffhaltiger, und selbst ein Friedhof konnte da zu einem schönen Fleckchen Erde werden.

Die Stadtverwaltung hatte dafür gesorgt, daß auf diesem Teil des Friedhofs, der schon mehr einem Park glich, mit allen seinen Rasenflächen und Buschinseln, Bänke aufgestellt wurden. Grün lackiert, passend zur Natur.

Auf einer Bank saß ein junges Paar. Wie zwei ertappte Sünder fuhren die beiden auseinander, als Slim Limmerick sie passierte. Der Leichenwäscher mußte lächeln.

Der Weg machte eine Kurve. Im Scheitelpunkt und dicht an einer schmalen Kreuzung, stand die nächste Bank.

Auch sie war besetzt.

Von einer Frau, die der Leichenwäscher gut kannte. Sie gehörte gewissermaßen zu seinen Freundinnen. Immer wenn sie da war, dann wurde aus einem kleinen Schwätzchen ein richtig interessanter Dialog.

Die ältere Frau hatte die Schritte gehört und wandte den Kopf. Ein Lächeln trat in ihre lustigen Augen, als sie dem Leichenwäscher entgegenrief: »Da sind Sie ja endlich, mein Junge.«

Slim mußte grinsen, denn sie sagte immer »mein Junge«. Er wußte, daß sie die 70 schon überschritten hatte. Sie hätte tatsächlich seine Mutter sein können.

Neben ihr nahm Slim Platz.

»Ich wußte doch, mein Lieber, daß Sie heute morgen für ein kleines Schwätzchen Zeit haben. Das ist nämlich kein Wetter zum Sterben.«

»Nein, eher zum Heldenzeugen.«

»Slim, ich bitte Sie. Schließlich sitzen Sie hier neben einer Dame.«

In den Augen der älteren Frau blitzte der Schalk.

»Entschuldigen Sie, Mrs. Goldwyn. Aber ein Späßchen am Morgen,

vertreibt Kummer und Sorgen.«

Die Frau lachte. »Sie und Sorgen. Mein Gott, Sie sind doch noch so jung. Was soll ich denn sagen?«

»Sie haben sich prächtig gehalten. Sowieso sind Sie eine Frau, die ich bewundere. In allen Ehren natürlich.«

»Das wollte ich Ihnen auch geraten haben. Schließlich bin ich eine dreifache Witwe. Und meine Männer sind alle eines natürlichen Todes gestorben.«

»Einen Mord hätte ich Ihnen auch nicht zugetraut«, erwiderte Slim im Brustton der Überzeugung.

»Trau schau wem, mein Lieber. Daran sollten Sie immer denken. Aber es wird Zeit, daß Sie unter die Haube kommen.«

»Wer nimmt schon einen Leichenwäscher.«

»Eine Frau, die liebt, schaut nicht auf den Beruf ihres Mannes, mein Junge.«

»Dann hatte ich immer die falschen.«

Mrs. Goldwyn lachte. »Warten Sie ab. Für Sie wird auch noch die Richtige kommen. Auf jeden Topf paßt ein Deckel. Ich hatte drei Männer, mein Lieber.«

»Sie«, sagte der Leichen Wäscher mit allem Ernst, »Sie sind ja auch etwas Besonderes.«

»Wieso das denn?«

Slim hob die Schultern. »Ich weiß nicht so recht, wie ich mich ausdrücken soll, aber ich… sorry, Sie sind eine belesene Frau, intelligent, und was Sie für Hobbies haben …«

»Ach, ich habe nur Zeit.« Jetzt hatte Mrs. Goldwyn wirklich untertrieben. Sie war schon eine bemerkenswerte Frau. Sie interessierte sich für alles, was mit Verbrechen zu tun hatte. Und da stand der Horror an erster Stelle. Mrs. Goldwyn besaß die größte private Buchsammlung in Sachen Horror. Ein Teil waren Romane. Die anderen Bücher beschäftigten sich mit übersinnlichen Themen, dort wurden sie populärwissenschaftlich erklärt, und Lady Sarah hatte sie genau studiert. Bei ihr holten sich sogar Kriminalisten Rat. Einer davon war John Sinclair. Von ihm stammte auch Mrs. Goldwyns Spitzname: Horror-Oma.

Sie hörte ihn mit Vergnügen, und es bereitete ihr noch größeres Vergnügen, sich in die Fälle einzumischen und selbst zu recherchieren. Geld hatte sie genug. Ihre drei Männer waren durch die Bank weg wohlhabend gewesen und hatten, jeder für sich, ihr ein erkleckliches Vermögen hinterlassen, das jeden Monat dicke Zinsen einbrachte, die Lady Sarah jedoch sofort weiter überwies, denn in der Dritten Welt gab es genug hungernde Menschen. Die Horror-Oma konnte die Briefe ihrer Patenkinder schon gar nicht mehr zählen, die sie inzwischen erreicht hatten. Sie freute sich über jeden einzelnen.

Dabei zählte sie über 70 Jahre. Aber ungeheuer rüstig schritt sie durch das Leben und ließ sich auch nicht in Angst jagen. Sie hatte den Mitgliedern der Mordliga getrotzt, und der bleigefüllte Griff ihres Regenschirms war eine nicht zu unterschätzende Waffe. Ein anderes Markenzeichen war auch ihr graues Haar, das sie immer hochgesteckt trug und die zahlreichen Perlenketten, die sie sich umhängte. Wenn sie ausging, trug sie immer einen Hut. Diesmal einen dunkelroten mit einem breiten Rand. Über das ebenfalls dunkelrote Kleid hatte sie sich einen dünnen Poncho gehängt, denn unter den Bäumen war es doch kühler.

Die Horror-Oma kannte Land und Leute. Besonders waren es die kleinen Leute, die zu ihren Freunden gehörten, z. B. der Leichenwäscher. Nicht die großkotzigen Geldmagnaten oder die Adeligen. Die pumpte sie höchstens an, um die Heime in Übersee zu finanzieren.

Sie war wirklich eine außergewöhnliche Frau, diese Lady Sarah, und das wußte auch der Leichenwäscher.

Er konnte nur nicht verstehen, daß sie sich so sehr für die makabren Dinge interessierte. Sie berichtete über Vampire, Zombies und Werwölfe und sie erzählte mit allem Ernst, daß sie ihnen schon gegenübergestanden hatte.

Danach fragte Slim auch. »Na, Lady Sarah, mal wieder einen Vampir gesehen?«

»Leider nicht, mein Lieber.«

»Und was machen Sie dann?«

»Den schicke ich zur Hölle.«

Slim schluckte. Wie sich das aus ihrem Munde anhörte. »Also, ich kenne die Vampire ja nur aus Filmen, wissen Sie…«

»Seien Sie froh, mein Junge, seien Sie froh. In Wirklichkeit sind sie noch schlimmer.«

»Ach, das sagen Sie nur so.«

»Nein, wirklich nicht.«

Slim lachte: »Wenn man Ihnen so zuhört, möchte man glauben, daß es diese Vampire tatsächlich gibt. Aber das kann ich mir nun wirklich nicht vorstellen. Und auch Zombies. Das sind doch lebende Leichen oder nicht?«

»Ja, es sind welche.«

»Und die haben Sie auch gesehen?«

»Leider.«

»Das glaube ich Ihnen nicht, Mrs. Goldwyn. Ich arbeite schon sehr lange hier auf dem Friedhof und habe sehr viele Leichen gewaschen, aber eine lebende war nie darunter.«

»Es ist ja nicht der Normalfall. Doch glauben Sie mir, es gibt sie.«

»Wenn Sie mal eine sehen, sagen Sie mir dann Bescheid?« fragte der

Mann.

»Gern, aber ich weiß nicht, ob Sie den Anblick so leicht verkraften, Mr. Limmerick.«

»So förmlich?«

»Ist mir rausgerutscht.«

»Well«, sagte der Leichenwäscher, »dann will ich mal weiter. Ich möchte mir noch ein wenig die Beine vertreten.«

Er wollte aufstehen, doch Lady Sarah legte ihm eine Hand auf den Arm. »Einen Augenblick noch, mein Lieber. Ich habe da eine Frage.«

»Bitte.« Slim setzte sich wieder zurück.

Lady Sarah lächelte etwas verlegen. »Es ist schwer, wirklich, aber heute will ich es packen.«

Slim Limmerick lachte. »Sie wirken auf mich wie jemand, der mir einen Heiratsantrag machen will.«

»Sie könnten mein Sohn sein. Zudem reichen mir drei Ehen vollkommen. Doch ich komme vom Thema ab. Ich wollte Sie bitten, Slim, mir doch mal Ihre Arbeitsstelle zu zeigen.«

Limmerick schluckte. Mit allem hatte er gerechnet, nur damit nicht. Das war wirklich allerhand. »Sie sollen… ich meine, Sie wollen wirklich …«

»Ja, mich interessiert Ihr Arbeitsplatz. Sie wissen doch um meine Faible für Horror. Und Ihr Arbeitsplatz ist irgendwie makaber und gruselig, wie mir scheint.«

»Das scheint Ihnen wirklich nur. Das ist eine völlig nüchterne Sache.«

»Aber doch nicht für mich.« Lady Sarah setzte ihre Brille, die an einer Kette hing, auf. Dann schaute sie den Leichenwäscher über den Rand der Gläser an.

Der Mann rang die Hände. »Sie bringen mich da in Teufels Küche, Lady Sarah.«

»Wieso?«

»Das ist verboten.«

Die Horror-Oma lächelte verschmitzt. »Deshalb interessiert es mich ja so.« Sie atmete tief ein. »Können Sie mich denn nicht verstehen, mein Sohn?«

»Nein, Mrs. Goldwyn, wirklich nicht. Das kann ich nicht verstehen. Eine Frau wie Sie…«

»Und wenn ich Sie sehr lieb darum bitte.«

Jetzt rutschte der Leichenwäscher nervös auf seinem Platz hin und her. »Ich weiß nicht. Wenn uns jemand sieht und verpfeift, bin ich den Job los.«

»Dann sagen wir einfach, ich wäre eine Verwandte des Toten, den Sie gerade waschen.«

»Auch Verwandte haben keinen Zutritt. Sie dürfen sich den Angehörigen später anschauen.«

»Geben Sie Ihrem Herzen einen Stoß und erfüllen Sie einer alten Frau den Wunsch.«

»Wäre ich doch nur nicht gekommen.«

»Dann hätte ich Sie beim nächstenmal gefragt. So habe ich es hinter mir.«

»Aber ich habe noch alles vor mir.«

»Es ist doch sowieso kaum Betrieb«, quälte Lady Sarah weiter.

»Wir beeilen uns auch. Und heute abend lade ich Sie zu einem tollen Essen ein.«

Lady Sarah kannte die Leidenschaft des Mannes. Er aß und trank sehr gern. »Wirklich?« fragte Slim.

»Die Hand darauf.«

»All right, dann gehen wir.« Der Mann stand auf. Auch die Horror-Oma erhob sich schnell. Diese Frau zählte bei Gott nicht zum alten Eisen. Sie hakte sich sogar bei Slim Limmerick unter, als sie den Weg zurückschritten.

Der Leichenwäscher war nervös. Er schaute des öfteren nach rechts und links. Slim mußte sicher sein, daß die Frau und er auch nicht beobachtet wurden.

Das Liebespaar war verschwunden. Sie konnten schon den großen Platz vor der Leichenhalle sehen. Soeben verließen Menschen die Halle und formierten sich zu einem Trauerzug.

»Den lassen wir noch vorbei«, sagte Lady Sarah. Die beiden blieben stehen.

»Haben Sie es sich auch genau überlegt? Oder wollen Sie Ihren Entschluß nicht noch ändern?« versuchte es Slim wieder.

»Ich bleibe dabei, mein Sohn.«

»Dann in Gottes Namen«, murmelte Slim. Er wußte auch nicht mehr weiter. Diese Frau war ihm über. Was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, das führte sie auch durch.

Beide mußten stehenbleiben, damit der Trauerzug vorbei konnte.

Es war eine große Beerdigung. Zahlreiche Menschen folgten dem Sarg, der auf der Ladefläche eines kleinen Elektroautos stand. Der Sarg war schwarz und mit glänzenden Beschlägen versehen. Er mußte eine ziemliche Summe gekostet haben, ein Beweis, daß der Verstorbene nicht zu den Armen gehört hatte.

Der Leichenwäscher machte sich immer einen Spaß daraus, an dem Material der Särge zu schätzen, wie vermögend der Tote in seinem Leben gewesen war.

»Der war bestimmt reich«, murmelte er.

»Was sagten Sie?« fragte Lady Goldwyn.

»Ach, nichts.«

Der Zug war vorbei. Die beiden gingen weiter. Slim Limmerick schaute sich vorsichtig um. Er hatte Angst, daß er gesehen wurde, und

verlangsamte deshalb seine Schritte, doch Lady Sarah zog ihn weiter. »Nur keine Müdigkeit vortäuschen, mein Sohn. In Ihrem Alter braucht man das nicht. Seien Sie ein Mann.«

»Sie haben gut reden. Ihr Job steht ja nicht auf dem Spiel«, sagte der Leichenwäscher und machte ein trauriges Gesicht.

Sie gingen über den Platz. Er war leer. Niemand kam ihnen entgegen, so konnten sie unbeobachtet die Leichenhalle betreten.

Allerdings nicht durch den Haupteingang, sondern durch eine grün angestrichene Tür an der Seite.

Slim Limmerick öffnete sie vorsichtig, schaute in den dahinter liegenden Gang.

»Alles klar?« fragte Sarah Goldwyn.

»Ja.«

Sie huschten durch die Tür, die Slim Limmerick rasch wieder schloß. »Schnell«, sagte er.

»Natürlich, aber eine alte Frau ist kein D-Zug.« Lady Sarah konnte mit Limmerick nicht Schritt halten, weil er es zu eilig hatte. Und er war nervös, denn als er schließlich einen schmalen Schlüssel aus seiner Tasche geholt hatte, fiel dieser zu Boden, und er mußte sich bücken, um ihn aufzuheben.

Er schloß auf.

»Schnell!« flüsterte er und schob die Horror-Oma in den Raum.

Es war wirklich sein Arbeitsplatz, eine makabre Stätte, selbst Lady Sarah mußte dies zugeben. Und sie war einiges gewohnt.

Es roch nach Desinfektionsmitteln und anderen Chemikalien. Es gab zwei große Tische und wannenähnliche Tröge. Zwei Handbreiten über ihnen waren Wasserhähne und Brausen an der Wand befestigt.

Ein Tisch war besetzt.

Von der Leiche war nichts zu sehen, weil ein Kunststofftuch sie verdeckte. Lady Sarah nahm nur die Umrisse wahr.

»Das ist eine Frau«, flüsterte Slim Limmerick. Er traute sich offenbar nicht, lauter zu reden.

Die Horror-Oma nickte.

Der Leichenwäscher war an der Tür stehengeblieben. Seine Hand lag in der Nähe des Lichtschalters. Noch immer zeigte er sich sehr nervös. »So, jetzt haben Sie genug gesehen.«

Lady Sarah schüttelte den Kopf und deutete auf die verdeckte Leiche. »Wer ist das genau?«

»Ein junges Mädchen.«

»Mein Gott«, flüsterte Lady Sarah.

»Verkehrsunfall.«

»Darf ich die Tote sehen?«

Limmerick verzog das Gesicht. »Sie bietet wirklich keinen schönen Anblick.«

»Ich bin Überraschungen gewöhnt. Auch solche.«
»Aber dann ist Schluß.«
Lady Sarah nickte.
Slim Limmerick ging hin, faßte das Tuch mit zwei Fingern an und hob es dann mit einem Ruck ab.
Im nächsten Augenblick schrie er auf.
Lady Sarah wankte zurück.
Den beiden bot sich ein furchtbarer Anblick!

***

Geschlafen hatte ich schlecht. Kein Wunder, denn mir ging die verdammte Medusa nicht aus dem Kopf. Ich träumte sogar von ihr. Sah mich in einem Heer von kleinen, grünen Schlangen, die über meinen Körper krochen und mir keine Chance zur Gegenwehr ließen.
Medusa stand vor mir, schaute zu und lachte nur. Ein widerliches fettes Lachen, das sie mir regelrecht ins Gesicht schleuderte. Dann wachte ich auf.
Schweißgebadet.
Ein Blick auf die Uhr zeigte mir, daß ich knapp drei Stunden geschlafen hatte.
Viel zu wenig.
Ich stand todmüde auf, und eine Dusche konnte mich auch nicht richtig fit machen.
Trotzdem versuchte ich es mit Kaffee. Er munterte mich ein wenig auf. Während ich die Tasse leerte, las ich die Zeitung. Über Medusa stand aber nichts drin. Sie hatte also noch nicht wieder zugeschlagen.
Für einen Moment beruhigte mich dies.
Als ich die Verdauungszigarette rauchte, klingelte das Telefon. Ich hob ab und hörte die Stimme von Glenda Perkins.
»Guten Morgen, John.« Ihr Gruß klang fröhlich. Meiner weniger.
»Sir James will Sie sehen.«
Ich verdrehte die Augen. »Wissen Sie, was Sie dem Alten von mir bestellen können, Glenda?«
»Sagen Sie es nicht, John. Denken Sie es nur, der Alte hat sowieso schlechte Laune genug.«
»Ich bin in einer Stunde da.«
»Dann wird er kochen.«
»Ist mir egal.«
»Bis später, John.«
Ich war schon wieder sauer. Sir James' Launen kannte ich zu Genüge. Wahrscheinlich paßte ihm mal wieder Gott und die Welt nicht. Seine schlechte Laune würde er jetzt an mir auslassen.
Ich fuhr also schon mit der richtigen Stimmung ins Büro, ging aber nicht sofort zu meinem Chef, sondern hockte mich zuvor in mein

Zimmer. Glenda wußte genau, was nötig war. Der Kaffee stand schon bereit. Er war frisch und duftete so gut, daß sich meine Laune direkt um 50 Prozent besserte.

»Wollen Sie ihn trinken?« fragte Glenda.

»Da fragen Sie noch?« Ich ließ mich auf meinen Schreibtischstuhl fallen und zog die Tasse heran.

Glenda stand daneben und schaute lächelnd zu, wie ich ihr Supergetränk genoß. Es machte ihr immer wieder großen Spaß. »Ausgezeichnet«, lobte ich sie und den Kaffee. »Absolute Spitzenklasse.«

»Danke.«

Ich hob den Blick. Taufrisch schaute meine Sekretärin aus. Eine duftige rote Bluse, dazu einen weißen Rock mit kleinen Streifen, die das gleiche Rot zeigten wie die Bluse. Die hochhackigen Schuhe paßten ebenfalls dazu und ließen die langen Beine noch attraktiver erscheinen.

»Wie geht's Ihrem Freund?« fragte ich.

Eine leichte Röte überzog Glendas Gesicht. »Wie meinen Sie das, John?«

»Da hat Sie doch vor kurzem mal ein junger Mann abgeholt. War das Ihr Freund?«

»Ein Bekannter.«

»Und?«

»Wie meinen Sie, John?«

»Ernste Absichten?«

Glenda kam nicht mehr dazu, eine Antwort zu geben, denn unser gemeinsamer Chef, Superintendent Powell, polterte ins Büro. Er stieß wütend die Tür auf, sah uns und bekam einen roten Kopf.

»Hier treiben Sie sich also herum, Sinclair!« blaffte er. »Ich wollte mit Ihnen reden.«

»Guten Morgen«, sagte ich erst mal.

Sir James war irritiert. Er grüßte aber zurück. Glenda verzog sich auf leisen Sohlen. Sie kannte die Gewitter. Sir James nahm vor mir Platz, während ich in aller Ruhe die Tasse leerte. »Den sollten Sie auch mal versuchen«, riet ich ihm. »Glenda kocht ihn fantastisch, der vertreibt sogar die schlechte Laune.«

Sir James funkelte mich hinter seiner dicken Brille an. »Miß Perkins ist nicht dazu angestellt, um Ihnen den Kaffee zu kochen«, erwiderte er.

»Fördert aber das Betriebsklima.«

»Warum sind Sie so spät gekommen?«

»Ich war schließlich lange genug unterwegs. Zwischendurch möchte ich auch mal schlafen.«

»Während hier in London mal wieder die Hölle los ist. In den letzten

Tagen habe ich wirklich etwas ausgestanden. Mir ist eine dicke Beschwerde auf den Schreibtisch geflattert. Sie müssen sich im Ausbildungscamp ja sagenhaft benommen haben. So etwas habe ich noch nie erlebt.«

»Ich lasse mich eben nicht gern schleifen.«

»Training muß sein.«

»Dabei habe ich genug Training bei meinen Einsätzen.«

Sir James zeigte mit dem Finger auf mich. »Womit wir beim Thema wären«, sagte er. »Diese Medusa. Sie ist Ihnen entkommen, nicht wahr?«

Da lag also der Hase im Pfeffer. Deshalb war Sir James sauer. Klar, ich ärgerte mich auch, aber Vorwürfe konnte man mir wirklich nicht machen. Ich war mit Ach und Krach dieser Dämonin entwischt und sah gar nicht ein, mich deshalb noch fertig machen zu lassen.

Schließlich hatte ich den Sammler erledigt, so daß die Steinernen keine Gefahr mehr bildeten.

Das sagte ich Sir James auch.

»Stimmt alles«, gab er mir recht. »Stimmt alles. Nur eins stört mich dabei.«

»Und was?« Ich fragte, obwohl ich die Antwort schon wußte.

»Medusa ist in London!«

»Ja.«

»Sind Sie sich eigentlich der ungeheuren Gefahr bewußt, die diese Person heraufbeschwören kann?«

Ich nickte.

»Und was gedenken Sie dagegen zu unternehmen?«

»Erst muß ich Sie finden.«

»Wenn Sie vor Ihnen steht, ist es zu spät. Dann kann man mir einen steinernen Beamten hier an den Schreibtisch setzen.«

»Dazu möchte ich es nicht kommen lassen, Sir.«

»Aber es kann leicht geschehen.« Sir James beugte sich vor. »Suchen und finden Sie diese Medusa, bevor sie die Hälfte der Bevölkerung in Angst und Panik versetzt, und die meisten von ihnen noch in Stein verwandelt.«

Diese Befürchtung hatte ich auch. Aber ich wechselte das Thema und kam noch einmal auf den Fall des Sammlers zurück. »Ich habe Kokain gefunden«, erklärte ich meinem Chef.

Der Superintendent nickte. »Ist mir bekannt.«

»Die Verbindung zu Logan Costello besteht.«

»Ja.«

»Haben Sie etwas unternommen?«

Sir James nickte. »Ich habe den Fall weitergeleitet. Die Kollegen vom Rauschgiftdezernat kümmern sich darum. Angeblich weiß Costello von nichts. Zudem hat er heute andere Sorgen. Er ist nämlich auf

einer Beerdigung.«
»Und wer ist gestorben? Seine beiden Killer sind versteinert.«
»Einer seiner Anwälte.«
»Wer hat den denn zur Hölle geschickt?«
»Herzschlag.«
Ich verzog das Gesicht. »Ist auch selten, daß ein Mafioso im Bett stirbt.«
»Die höheren Chargen meistens.« Sir James räusperte sich. »Aber Sie weichen aus. Was gedenken Sie gegen Medusa zu unternehmen?«
»Das weiß ich auch nicht.«
»Typisch.«
Welche Antwort sollte ich meinem Boß darauf geben? Ich konnte ja nicht herumlaufen und nach Medusa suchen. London ist groß. Sie fand 1000 Verstecke.
»Wir müssen davon ausgehen, daß diese Bestie sich an Ihnen rächen will«, sagte Sir James. »Deshalb wird sie sich in Ihrer Nähe aufhalten.«
»Das nehme ich an.«
»Sie bilden also eine Gefahr.«
»Die bilde ich permanent, wenn Sie damit meinen, daß ich eine Gefahr für die anderen bin.«
»Genau das.«
»Wollen Sie mich aus der Schußlinie haben?«
»Theoretisch ja, praktisch nein. Ich weiß, daß so etwas kaum möglich ist, deshalb möchte ich Sie bitten, Medusa so schnell wie möglich zu finden. Setzen Sie alles ein. Die Gefahr für London ist zu groß. Sie haben ja selbst einen Fall erlebt, wo die Stadt fast dem Erdboden gleichgemacht wurde. [2] Zum Glück war es nur eine Täuschung, aber so etwas könnte leicht Wirklichkeit werden, deshalb setzen Sie alles daran, um Medusa zu fangen.«
»Ich werde mich bemühen, Sir James.«
Der Superintendent stand auf und verließ gebeugt den Raum. Er hatte auch Sorgen, ich konnte ihn gut verstehen. Schließlich trug er eine sehr große Verantwortung.
Ich blieb allein zurück.
Glenda streckte ihren Kopf durch den Türspalt. »Noch einen Kaffee, John?«
»Immer.«
Ich kam nicht mehr dazu, ihn zu trinken, denn mich erreichte ein Anruf, der, mich regelrecht vom Stuhl riß…

***

Die Tote war ein Abbild des Grauens.
Sie sah zwar noch aus wie ein Mensch, doch, ihr Körper hatte sich verändert. Er war grau geworden.

Grau und stumpf.
Wie Stein…
»Mein Gott«, flüsterte Lady Sarah und preßte ihre Hand auf den Mund. Stumm schüttelte sie den Kopf. »Das… das gibt es doch nicht, das kann es doch nicht geben.«
Und Slim Limmerick sagte nichts. Er stand nur herum und starrte.
Seine Augen quollen fast aus den Höhlen, er hatte den Oberkörper leicht vorgebeugt und schüttelte kaum merklich den Kopf.
Der Anblick hatte beide tief getroffen.
»Aber… aber sie war doch vorhin noch normal gewesen«, ächzte er nach einer Weile. Er schaute die Horror-Oma dabei an, als wartete er auf eine Bestätigung.
Die hob die Schultern.
Sie überwand jedoch als erste den Schreck, ging auf die Leiche zu und berührte sie.
»Stein«, flüsterte sie. »Tatsächlich aus Stein. Sie hat sich verändert.«
»Wie?«
Lady Sarah erklärte es Slim Limmerick noch einmal.
»Eine Tote kann doch nicht so ohne weiteres zu Stein werden«, heulte er.
»So ohne weiteres nicht«, gab Lady Sarah ihm recht.
»Und?«
»Nun, ich würde meinen, da steckt etwas dahinter«, sagte Mrs. Goldwyn leise. Sie hatte den ersten Schock überwunden und unterzog die Leiche einer genauen Prüfung.
Slim Limmerick, der seinen Job als Leichenwäscher schon all die Jahre ausübte, behagte das nicht. »Kommen Sie, Lady Sarah, lassen Sie uns von hier verschwinden.«
»Gleich.«
Limmerick holte tief Luft. »Aber was wollen Sie denn noch hier? Ich muß das melden.«
»Natürlich, mein Junge, natürlich.« Die Horror-Oma ließ sich nicht stören. Sie untersuchte jeden Zentimeter des Körpers und tastete sogar in den Augen nach.
»Was machen Sie denn da?«
Im selben Augenblick zuckte Lady Sarah zurück. Ihr Glück, denn aus dem offenen Mund schnellte der schmale Leib einer giftgrünen Schlange.
Und sie blieb nicht die einzige. Ihr folgten zwei, drei andere, wanden sich über den Leib der Versteinerten, ließen sich vom Tisch fallen und krochen auf dem Boden weiter.
Aber auch aus den Augen schlüpften die Schlangen. Die Ohren blieben ebenfalls nicht verschont, und sogar aus den Nasenlöchern ringelten die gefährlichen Biester.

Und sie waren schnell. Zu schnell für Slim Limmerick. Obwohl ihm Lady Sarah eine Warnung zurief, schaffte er es nicht mehr, rasch genug wegzukommen.
Plötzlich war die erste Schlange da. Wie ein Blitz ringelte sie über seinen Schuh und verschwand im Hosenbein des Mannes.
Der schrie.
Sein Schrei kippte fast über, dann zuckte er zusammen, und Lady Sarah konnte ihm auch nicht mehr helfen, denn sie wurde von drei Biestern gleichzeitig attackiert.
Nun zeigte es sich, was in der Horror-Oma steckte. Angst kannte sie kaum, denn sie trug immer ihren Stockschirm bei sich, der einen bleigefütterten Griff besaß.
Damit schlug sie treffsicher zu.
Wie ein Artist wirbelte sie den Stock herum, umfaßte ihn am Ende und drosch der ersten Schlange den Knauf genau auf den Schädel.
Dicht hinter die vorspringende Zunge.
Dort wurde die Schlange zu Brei.
Die nächste traf Lady Sarah ebenfalls, dann jedoch mußte sie springen, weil das dritte Reptil ihr an den Kragen wollte. Die Horror-Oma drehte sich mit für ihr Alter erstaunlicher Geschicklichkeit zur Seite, hatte dabei das Glück, daß sie gegen die Tür stieß und riß diese auf.
Im Zurückweichen erkannte sie, daß noch mehr Schlangen aus dem steinernen Körper stießen, und sie erkannte auch, daß sie Slim Limmerick nicht mehr helfen konnte.
Er brach soeben zusammen.
Seine Haut war blau angelaufen. Sie schillerte und wurde auch spröde.
Wie die der Leiche.
Schwerfällig fiel er auf die Knie, drehte seinen Körper und schaute Lady Sarah an.
Nie würde Sarah Goldwyn diesen letzten bittenden, aber auch brechenden Blick des Mannes vergessen.
Dann kippte er schwer nach vorn…
In diesem Augenblick verließ Lady Sarah den Raum, in dem soviel Grauenvolles geschehen war. Ihr schwindelte, und sie mußte sich gegen die Wand lehnen, um sich erst einmal erholen zu können.
Ihre Knie zitterten, kalkweiß war sie im Gesicht, auf der Stirn lagen kleine Schweißperlen.
Rechts von ihr, etwas weiter oben, schleiften zwei Männer große Kränze in die Trauerhalle. Sie kümmerten sich nicht um die ältere Frau. Lady Sarah hatte erst überlegt, die beiden um Hilfe zu bitten, sich aber dann anders entschieden.
Nein, die konnten auch nichts machen. Sie brachte die Männer nur

unnötig in Gefahr.
Was also tun?
Lady Sarah hatte nicht umsonst zahlreiche Horror-Bücher gelesen.
Und auch über versteinerte Menschen hatte sie gelesen.
Sofort kam ihr ein Gedanke.
Schlangen und Versteinerte. Da blieb nur die Folge, daß jemand seine Hand im Spiel hatte, der ungeheuer gefährlich war.
Und dieser jemand war – Medusa!
Ja, die Schlangenköpfige, die man nicht anschauen sollte, sonst wurde man zu Stein.
Sollte hier in London eine Medusa aufgetaucht sein!
Wenn ja, dann war das sehr schlimm, und dann mußte ein bestimmter Mann unbedingt Bescheid wissen.
Oberinspektor John Sinclair!

***

Auf dem Flur rannte ich Sir James Powell fast um. Ich stieß ihn noch mit der Schulter an, so daß er gegen die Wand fiel.
»Sind Sie von allen guten Geistern verlassen?« schimpfte er mich aus.
Ich entschuldigte mich mit zwei Worten und fügte hinzu: »Ich habe unter Umständen eine Spur von Medusa.«
»Wo?«
»Central Cemetary.«
»Der Friedhof?«
»Ja.«
»Aber da findet doch die Beerdigung statt.«
Ich schaltete nicht so schnell. »Welche Beerdigung denn?«
»Die des Mafioso.«
Ich pfiff leise durch die Zähne. Das war ein Ding. Sollten Costello und die Medusa irgendwie zusammenhängen, oder war alles nur ein gewaltiger Zufall?
Ähnliche Gedanken schienen auch Sir James zu plagen. »Finden Sie es heraus«, orderte er. »Machen Sie die Probe aufs Exempel. Wenn Sie Unterstützung brauchen, wie gesagt, ich bin für Sie immer da und gebe Ihnen die Vollmachten.«
»Okay, Sir.«
Mit dem Expreßlift zischte ich nach unten. Mein Wagen stand auf dem Parkplatz. Ich hechtete hinter das Lenkrad und ärgerte mich wieder einmal, daß ich keine Sirene besaß. Ich mußte mich wie jeder andere durch den Verkehr wühlen.
Es war wirklich eine Quälerei. London schien verstopft zu sein.
Und alles hatte sich in der direkten City konzentriert. So dauerte es seine Zeit, bis ich den engen Bezirk hinter mir hatte.
Fast wäre ich noch mit einem der Doppeldeckerbusse kollidiert, aber

ich wich dem Gefährt im letzten Augenblick aus.

Danach kam ich etwas besser voran, erwischte auch günstige Ampelphasen und atmete auf, als ich den Friedhof erreichte. Er war mir nicht unbekannt, hatte schon in einigen Fällen eine Rolle gespielt.

Ich lenkte meinen Silbergrauen auf den Parkplatz, der auch zum Friedhof gehörte, und stellte ihn möglichst nahe am Tor ab.

Im Laufschritt rannte ich auf das wuchtige Eingangstor zu. Es war nur eins von vier großen Haupttoren, die diesen Friedhof umgaben.

Ein gewaltiges Areal aus altem Parkgrund und neuem modernen Gräberfeld.

Lady Sarah Goldwyn war gar nicht zu übersehen. Sie stand wie ein Denkmal auf dem großen kiesbestreuten Platz und winkte mir mit ihrem Stockschirm zu.

Ihr Anruf hatte mich so aufgeschreckt. Denn ich wußte, daß die Horror-Oma keine Spinnerin war. Immer wenn sie mit in den Fall eingriff, passierte etwas.

Das war auch bei Chiimal, dem Gigant aus Atlantis, so gewesen.

Sie reichte mir die Hand. »Jetzt ist es mir wohler, John.«

»Was treiben Sie sich auch auf alten Friedhöfen herum, Lady Sarah«, hielt ich ihr vor.

Sie winkte ab. »Hier liegen zwei meiner drei Männer begraben. Zudem liebe ich Friedhöfe und schaue nach, wo ich mir ein Plätzchen aussuchen kann.«

»Sie werden 100.«

Da lachte sie. »Kleiner Schäker. Aber soweit wird es nicht kommen. Sie sind allein, John?«

»Ich habe Suko vom Wagen aus angerufen. Er kommt nach. Keine Bange, wir werden das Ding schon schaukeln. Wo ist es denn passiert?«

»Kommen Sie mit.«

Lady Sarah zeigte keine Angst. Sie hakte sich bei mir unter, und gemeinsam marschierten wir los.

Kurs: Leichenhalle.

Der Kies knirschte unter unseren Sohlen, während mir Lady Sarah erklärte, was sie genau entdeckt hatte. Sie bedauerte auch den armen Slim Limmerick, doch ich wollte etwas anderes von ihr wissen.

»Sagen Sie mal, Mrs. Goldwyn, hier ist doch eine große Beerdigung, habe ich gehört.«

»Ja, den Trauerzug haben wir gesehen. Wieso? Kennen Sie den Toten, John?«

»Nein.«

»Warum fragen Sie dann?« Lady Sarah schielte mich von der Seite her an. Sie war wieder neugierig und ahnte, daß diese Beerdigung nicht so ganz astrein war.

Bei der Horror-Oma konnte ich nicht ausweichen, die würde mir ein Loch in den Bauch fragen. »Da ist der Anwalt eines großen Gangsters gestorben«, erklärte ich.

»Frederico Bandone«, sagte die Horror-Oma.

»Oh, Sie kennen ihn?«

»John, glauben Sie denn, ich lebe hinter dem Mond.« Diese Antwort klang direkt entrüstet, und die Horror-Oma funkelte mich an.

»Schließlich hat dieser Anwalt für einen gewissen Logan Costello gearbeitet, dieser Widerling. Ach, meine Augen werden schlechter, ich habe Costello gar nicht unter den Trauergästen erkannt. Und was den Anwalt anbetrifft, den kenne ich auch. Mein zweiter Mann, Gott habe ihn selig, hatte mal mit ihm zu tun. Ein hinterhältiger Bursche, dieser Bandone. Der hätte von mir Gift in den Tee bekommen.«

Ich mußte grinsen. »Sie gehen ja hart ran.«

»Bei den Leuten immer, John. Ansonsten bin ich eine Seele von Mensch. Aber diese Verbrecher kann ich auf keinen Fall akzeptieren.« Sie sagte es und stieß mit der Stockspitze auf.

So war sie eben, die Horror-Oma. Das machte sie mir so sympathisch, und ich war froh, sie zu meinem Freundeskreis zählen zu dürfen.

Wir hatten die Leichenhalle erreicht. Allerdings standen wir nicht vor dem normalen Eingang.

»Da kann man uns zu leicht sehen«, sagte Lady Sarah. »Und wir wollen den Fall ja nicht an die große Glocke hängen.«

»Nein, sicher nicht«, gab ich ihr recht.

Forsch zog Lady Sarah die Tür auf, schaute in den dahinter liegenden Gang, und ich sah ihr dabei über die Schulter.

Alles klar, der Gang war leer.

»Dann kommen Sie mal, John!«

Ich schlich hinter ihr her. Beide bewegten wir uns möglichst leise voran. Lady Sarah hob den rechten Arm und deutete mit der Stockspitze auf eine schmale Tür.

»Da müssen wir rein.«

Ich stoppte die Aktivität der alten Dame etwas, indem ich sie sacht zur Seite schob. Die Tür besaß eine normale Klinke, die ich nach unten drückte.

Leicht schwang sie auf.

»Sehen Sie was?« wisperte Mrs. Goldwyn.

Ich hatte meine rechte Hand unter die Jacke geschoben, und die Finger lagen auf dem Griff der Beretta. »Nein, eigentlich nichts«, erwiderte ich.

»Komisch.«

»Der Raum ist leer.«

»Das gibt es doch nicht.« Mrs. Goldwyn war nicht mehr zu halten und drängte sich an mir vorbei.

Sie schaute sich um, nickte dabei und sagte: »Tatsächlich, der Raum ist leer.« Dann drehte sie sich um. »Jetzt halten Sie mich wahrscheinlich für eine alte Spinnerin – oder?«

»Nein.« Ich zog die Tür zu. »Auch ich hatte es in der vergangenen Nacht mit einer verschwundenen Steinleiche zu tun. Da hielten mich allerdings die Kollegen für verrückt.«

»Was machen wir jetzt?«

Ich hob die Schultern. »Wir schauen uns ein wenig um. Vielleicht entdecken wir Spuren.«

Das kalte Licht der Leuchtstoffröhre erhellte den Raum bis in den letzten Winkel. Da durfte uns eigentlich nichts entgehen. Die Waschtische waren ebenso leer wie der gekachelte Fußboden. Keine Schlangen, keine Versteinerte, erst recht keine Spur von dieser geheimnisvollen Medusa, was mir persönlich sehr recht war.

Aber ich sah noch einen zweiten Ausgang. Die Tür hob sich von den grüngrau gestrichenen Wänden kaum ab, und ich machte Lady Sarah darauf aufmerksam.

»Sollen wir nachschauen?«

»Ich bitte darum, aber Sie bleiben hier.«

»Kommt gar nicht in Frage. Auch wenn meine Augen nicht mehr die allerbesten sind, sehen vier doch mehr als zwei. Ich lasse mich nicht abschieben.«

Nein, das tat sie wirklich nicht.

Mein Herz klopfte schneller, als ich die rechte Hand auf den schmalen Türgriff legte. Keiner wußte, was uns dahinter erwarten würde.

»Bleiben Sie lieber zurück«, warnte ich die alte Dame.

»Klar, aber los sind Sie mich trotzdem nicht, mein Sohn.«

Ich mußte grinsen. Die Beretta nahm ich sicherheitshalber in die Hand. Dann stieß ich die Tür auf.

Ein dunkler Raum, der erst heller wurde, als das Licht aus der Leichenwaschkammer durch die Tür fiel und einen breiten, gelben Balken auf den Boden malte.

Mir reichte ein Blick, um zu wissen, wo wir gelandet waren. Wir befanden uns quasi über einer der Verbrennungskammern.

Ich sah gegenüber eine Schiebetür, auf die zwei Schienen zuführten. Die Schienen begannen auf einer eisernen Plattform in der Mitte des Raumes. Sie waren direkt am Rand der Plattform unterbrochen, damit sie sich auch nach unten senken konnte, wenn ein Sarg darauf stand.

Ich ging davon aus, daß hinter der Schiebetür eine Trauerhalle lag, aber ich wollte es genau wissen und ging auf die Tür zu, während ich Lady Sarah anwies, zu warten.

»Meinen Sie, die halten sich in der Trauerhalle auf?« fragte sie.

»Nachschauen kostet nichts.«

Sie lachte. »Typisch Polizist.«
Es war eine Schiebetür. Ich steckte meine Hände in die beiden Griffschalen und wollte die aufziehen. Das ging nicht. Wahrscheinlich ließ sich die Tür nur automatisch durch Berührung irgendeines Kontaktes öffnen.
»Und jetzt?« fragte Lady Sarah.
Ich drehte mich um, blieb mit dem Rücken zur Tür stehen und hob die Schultern. »Wahrscheinlich müssen wir woanders suchen. Und wenn wir den ganzen Friedhof umkrempeln.«
»Sie glauben mir aber.«
»Klar doch.«
Die Horror-Oma lächelte verschmitzt. »Endlich wieder ein Fall«, sagte sie. »Endlich.«
Ich konnte ihre Begeisterung nicht ganz teilen, denn die Medusa war gefährlich genug.
Fünf Schritte zählte ich bis zur Plattform. Man sah ihr an, daß sie des öfteren benutzt wurde. Das Metall schimmerte bläulich, weil das Gas seine Spuren hinterlassen hatte. Unter mir mußte sich der Ofen befinden.
Ich dachte mit leichtem Schaudern daran, als ich auf der Plattform stand.
Und dann passierte es.
Obwohl sich die Plattform bei einer Leichenverbrennung langsam in die Tiefe senkte, geschah dies bei mir nicht.
Sie kippte plötzlich weg.
Beide wurden wir überrascht.
Lady Sarah schrie auf. Mir wurde der Boden unter den Füßen weggezogen, ich verlor den Halt und rutschte die Schräge hinunter.
Ich wuchtete meinen Körper vor, machte die Arme lang und versuchte, den Rand der Plattform zu fassen.
Es gelang mir fast.
Meine Finger berührten bereits das Metall, als ich einen letzten Schwung bekam und in die Tiefe fiel…

***

Der Trauerzug bewegte sich über den Friedhof.
Er nahm zuerst einen der Hauptwege. Der Pfarrer und zwei Meßdiener schritten voran. Die Jungen trugen Kreuze. Hinter dem Sarg schritten die nächsten Angehörigen des Toten.
Bandone hatte vier Kinder und eine trauernde Witwe hinterlassen.
Eine kleine verhärmt aussehende Frau, die ununterbrochen weinte und ihr Gesicht unter einem schwarzen Schleier verborgen hatte.
Die Kinder weinten nicht.
Ihnen hatte ihr Vater nichts bedeutet. Sie waren alle erwachsen,

wohnten gar nicht in London und hatten sämtliche Brücken zu ihm abgebrochen, als sie erfuhren, bei wem und mit welchen Methoden Bandone senior sein Geld verdiente.

Es war Ehrensache, daß sich auch die Spitze der Londoner Mafia versammelt hatte.

Allen voran Logan Costello.

Der grauhaarige Capo trug einen schwarzen Anzug. In seinem Zylinder sah er irgendwie lächerlich aus, aber jeder, der ihn kannte, würde sich hüten zu lachen. Sechs Wochen Aufenthalt in einem Krankenhaus waren das mindeste, was ihm blühte.

Überhaupt nicht lächerlich wirkten die sechs Leibwächter, die Costello mitgenommen hatte. Hochgewachsene Typen, die geladene Revolver unter den Achseln trugen, und bereit waren, sofort zu schießen. Die Männer hatten ihre Augen überall, denn nicht zum erstenmal war ein Capo bei einer Beerdigung erschossen worden. Es gab da einige Beispiele aus Italien und den Staaten.

Auch Costello hatte Neider. Allerdings hatte er die Konkurrenten immer klein gehalten, zudem traute sich auch niemand so recht an ihn heran. Er war eben zu mächtig.

Auch hinter Costello und den Leibwächtern schritten Mafiosi.

Männer, die Bandone gut gekannt hatten. Seine Angestellten und Mitarbeiter.

Eigentlich war es ein Hohn, daß der Verstorbene ein christliches Begräbnis bekam.

Wohl fühlte der Capo sich nicht. Er haßte Beerdigungen, die langen Märsche zum Grab, das Schweigen, nur durch Schluchzen unterbrochen, die ganze Atmosphäre auf dem Friedhof, der typische Geruch, all das machte ihn nervös. Und nicht zuletzt auch die Nähe des Todes. Sie erinnerte ihn immer daran, wie nahe er selbst einem Ableben war, denn auch durch Leibwächter konnte man sich nicht perfekt schützen. Das hatten zuletzt zahlreiche Attentate bewiesen.

Sogar auf den amerikanischen Präsidenten war geschossen worden, und der wurde nun wirklich ausgezeichnet abgeschirmt. Nachdem Costello die Nachricht gehört hatte, ließ er seine persönliche Garde aufstocken.

Jetzt bewachten ihn sechs Leute.

Schweigend schritt der Trauerzug voran. Menschen, die ihnen begegneten, blieben in stiller Andacht stehen und warteten, bis Sarg und Menschen vorbei waren.

Über London spannte sich ein herrlicher Frühlingshimmel. Wenn die Sonne auch nicht so klar hervorkam, weil doch eine Dunstglocke schwer zu durchdringen war.

Eine Gruft hatte Bandone nicht bekommen. Er sollte ganz normal beigesetzt werden, auf dem neuen Teil des Friedhofs, wo die Gräber

dicht an dicht lagen.
Hier würde die letzte Ruhestätte des Mafioso sein.
War der Trauerzug zuerst durch ein parkähnliches Areal geschritten, so änderte sich das rasch.
Vor ihnen lag ein großes Gelände, wo sich Grab an Grab reihte.
Ein großer Hauptweg durchschnitt das Gelände. Weit dahinter befand sich ein Zaun. Jenseits davon schimmerten die Dächer von drei Gewächshäusern, die zu einer Gärtnerei gehörten.
Jeweils drei Grabreihen lagen nebeneinander, bevor ein Weg begann. Er lief im rechten Winkel zum Hauptweg. Es war die letzte Beerdigung an diesem Tag, die Leibwächter hatten freie Sicht, und sie bemerkten in der Tat nichts Ungewöhnliches.
Bald schritten die begleitenden Männer und Frauen über Lehmboden, dann über Planken, als sie den Rest der Strecke gingen und sich vor dem Grab versammelten.
Die Kränze lagen schon dort.
Es war eine wahre Flut. Wie immer bei großen Mafiabeerdigungen hatte damit niemand gespart. Schließlich waren die Kränze der Beweis einer festen Treue und Zugehörigkeit.
Sargträger waren nicht mitgenommen worden. Diese Aufgabe übernahmen die Leibwächter.
Der Leichenwagen stoppte.
Es wurde still.
Costello nickte seinen Leuten zu. Vier von ihnen verließen ihn und wandten sich dem Leichenwagen zu. Sie umschlossen mit ihren schwieligen Händen die Griffe und hievten den Sarg hoch.
Alle vier sanken in die Knie und verzogen Gesichter. Links vorn der Mann wäre fast gefallen, so sehr wurde er überrascht.
Unruhe entstand, denn jeder hatte bemerkt, was mit den vier Männern los war.
Auch Costello drehte sich um. »Was ist geschehen?« fragte er unwillig.
»Der Sarg ist denen zu schwer«, flüsterte ein Mann.
Costello grinste schief. »Bandone war ein Leichtgewicht, Mensch. Den kann ich ja allein tragen.«
»Es liegen doch keine zwei…«
Heftig schüttelte Costello den Kopf. Sein Stellvertreter spielte dabei auf eine der typischen Mafiabeerdigungen an, denn die »Ehrenwerte Gesellschaft« entledigte sich gern auf elegante Art und Weise ihrer Gegner, indem sie zwei Tote auf einmal in einen Sarg plazierte. Costellos Bruder, der vor seinem Tod ein Beerdigungsunternehmen leitete, war darin Spezialist gewesen.
»Es ist alles normal!« zischte Logan Costello.
»Dann verstehe ich das nicht«, wisperte sein Stellvertreter. »Seltsam,

sehr seltsam.«

Der Capo war beunruhigt. Er drehte sich um und schaute seinen vier Leuten zu, die den Sarg erst einmal abgesetzt hatten und ihn jetzt wieder hochhievten.

Diesmal waren sie besser vorbereitet, und doch hatten sie ihre Mühe, die Totenkiste in die Höhe zu stemmen.

Auch der Pfarrer hatte etwas bemerkt. Er wandte sich neugierig um. Auch er wußte um die Rolle dieser Männer und hatte sich erst weigern wollen, Bandone ein christliches Begräbnis zu gestatten, es sich aber dann anders überlegt, denn Bandone war nicht aus der Kirche ausgetreten.

Die Füße der vier Träger schleiften über die Bohlen, als die Männer den Sarg zum Grab schleppten. Schweiß stand auf ihren Stirnen. Die Jacketts verrutschten, und die Kolben der schweren Revolver wurden sichtbar.

Unwillig schaute Costello die Männer an. Er fing fragende Blicke von ihnen auf, konnte jedoch keine Antwort geben. Er war allerdings beunruhigt und dachte auch an eine Bombe, die jemand im Sarg versteckt haben konnte. So etwas gab es in Mafiakreisen.

Nur waren Bomben heutzutage nicht mehr schwer. Die neuentwickelten Sprengstoffe besaßen kaum Gewicht, dafür jedoch eine ungeheure Brisanz.

Endlich hatten die vier Träger das Grab erreicht und stellten den Sarg auf die Planken. Mit ihnen war die Öffnung abgedeckt worden.

Die Bohlen bogen sich unter dem Gewicht der prunkvollen Totenkiste durch. Man konnte den Eindruck haben, daß sie jeden Moment brechen würden.

Starke Seile wurden unter den Sarg geschoben. Vier Männer hielten sie fest, während zwei andere die Seile wegzogen, damit die anderen den Sarg in die Tiefe gleiten lassen konnten.

Dieser Vorgang war wiederum mit großer Anstrengung für die Helfer verbunden.

Langsam rutschte der Sarg in die Tiefe. Die Seile scheuerten über das Holz, einzelne Fäden wurden aus dem Verbund gerissen und vom Wind erfaßt, und schwebten davon.

Mit einem letzten Ruck fiel der Sarg in die Tiefe und polterte auf den Grund des Grabs.

Aufatmend traten die vier Männer zurück und begaben sich wieder zu ihrem Boß.

Der Pfarrer nahm vor dem Grab Aufstellung und begann mit seiner Rede. Die Mafiosi hörten gar nicht zu. Vor allen Dingen Logan Costello nicht. Er flüsterte mit seinen Leuten.

»Was war da los?«

»Da lag alles andere drin, nur kein Toter!« lautete die leise Antwort.

Costello holte tief Luft. »Habt ihr mir eine Leiche untergeschoben?«

»Nein.«

»Was ist es dann?«

»Man müßte den Sarg öffnen.«

Dieser Vorschlag gefiel Costello. Er selbst hatte schon darüber nachgedacht. Blitzschnell überlegte er. »Wir werden ihn öffnen, bevor der Totengräber damit beginnt, die Grube zuzuschaufeln.«

»Das macht heute eine Maschine.«

»Ist mir egal, ob Maschine oder Totengräber!« zischte Costello. »Ich will den Sarg offen haben.«

»Geht in Ordnung.«

Jetzt war Logan Costello ein wenig ruhiger. Er legte sein Gesicht in Falten und lauschte den Worten des Geistlichen. Der sprach von Tod, Vergänglichkeit und Wiederauferstehung. Dabei machte er nicht den Eindruck, als wäre er voll bei der Sache. Im Gegenteil, er schien froh zu sein, wenn er den Standardtext heruntergerasselt hatte.

»Und so lasset uns dann für den Nächsten unter uns beten, den der Herrgott in sein Reich holen wird«, sagte er zum Schluß und stimmte ein Gebet an.

Sofern sie ihn kannten, murmelten die Trauergäste den Text mit.

Die meisten jedoch blieben stumm.

Als der Pfarrer zu Ende gesprochen hatte, drehte er sich und besprengte den Sarg mit Weihwasser.

Bandones Frau schluchzte. Ihre vier Söhne rahmten sie ein. Deren Gesichter waren steinern.

Ihnen paßte die Beerdigung nicht. Am liebsten wären sie zuhause geblieben. Doch sie wollten ihre Mutter nicht kompromittieren. Der Pfarrer kam mit würdevollen Schritten auf die Witwe zu, reichte ihr die Hand und sprach ihr sein Beileid aus.

»Tragen Sie es mit Fassung«, sagte er leise. »Wenn Sie Trost brauchen, Sie wissen, ich war und ich bin für Sie da.« Das war nicht gelogen, denn die Frau besuchte regelmäßig die Kirche, und eigentlich hatte der Pfarrer nur ihretwegen der Beerdigung zugestimmt.

Dann gab er den Söhnen die Hand.

Keine Träne schimmerte in den Augen der jungen Männer. »Geht ihr euren Weg«, sagte der Pfarrer leise. »Ich bitte darum.«

Ernest, der Älteste, nickte. »Wir werden nicht in die Fußstapfen des Vaters treten.« Er sprach so laut, daß Costello aufmerksam wurde. Ein verächtliches Grinsen kerbte für einen winzigen Moment seine Lippen.

Der Pfarrer ging.

Jetzt blieb den Trauergästen nur eins. Einen letzten Gruß ins Grab zu schicken.

Den Anfang machte die Witwe. Sie trat mit gesenktem Kopf dicht an den Grabrand und schaute auf den Sarg.

Ihre Hände, die einen Strauß mit gelben Rosen hielten, zitterten.
Ihre Lippen murmelten Worte, die niemand verstand.

Zwei Söhne nickten sich zu und gingen vor, um ihre Mutter zu stützen. Ein lautes Schluchzen drang aus dem Mund der Frau.

Leicht berührten die Hände der beiden jungen Männer die Schultern der leidgeprüften Frau.

»Komm, Mutter«, sagte der Älteste.

Da passierte es.

Plötzlich drang ein dumpfes Geräusch aus dem Sarg, als hätte jemand von innen gegen den Deckel geschlagen.

Jeder vernahm das Geräusch. Auch die, die nicht direkt in der Nähe des Grabes standen. Sekundenlang erstarrte die Trauergemeinde vor Entsetzen.

Dann ein Splittern.

Im nächsten Moment schrie die Witwe auf, kippte nach vorn, und bevor die Söhne noch nachgreifen konnten, fiel ihre Mutter in das offene Grab…

***

Auch ich fiel!

Ich krümmte mich noch in der Luft zusammen und zog den Kopf zwischen die Schultern. Es wurde eine harte Landung.

Der Aufprall schüttelte mich durch, ich hörte über mir die erschreckte Stimme der Lady Sarah und rollte mich um die eigene Achse.

So kam ich zur Ruhe.

Hastig tastete ich meinen Körper ab.

Nichts war gebrochen. Ich atmete tief ein und aus. Auch die Rippen schmerzten nicht, ein Zeichen, daß ich den Fall gut überstanden hatte.

Ich schaute nach unten.

Meine Unterlage war mehr als makaber, denn ich lag auf einem Rost. Ich konnte durch die Zwischenräume der einzelnen Stangen schauen und sah unter mir Gasleitungen. Sie waren in regelmäßigen Abständen mit Düsen versehen, aus denen das Gas strömte und sich dann entzündete, um den Sarg samt Inhalt in Brand zu setzen.

Und noch unter den Leitungen befand sich ein Auffangbecken für die Asche.

Nicht gerade ein angenehmer Platz, den ich mir da ausgesucht hatte. Ich konnte nur hoffen, daß niemand die Verbrennungsanlage in Betrieb setzte.

Ich schaute nach oben.

Lady Sarah hatte sich an den Rand der Luke gekniet und schaute zu mir herab. »Sind Sie verletzt?«

Ihr Stimme klang sehr besorgt, ich winkte ab. »Nein, nein, ich bin

okay.« Ich blickte mich um und sah die Wände aus feuerfestem Stein. »Ist nur ein wenig ungemütlich hier unten.«

»Soll ich Ihnen helfen?«

»Wobei?«

»Wenn Sie hochkommen wollen.«

»Ach so, natürlich.« Ich räusperte mich. »Warten Sie aber erst noch. Das hat Zeit, ich möchte mich zuvor ein wenig umsehen.«

»Treiben Sie es nicht zu toll«, warnte mich die Horror-Oma.

»Keine Angst.«

Ich ging davon aus, daß die beiden Leichen irgendwo sicher versteckt waren.

Die Luft hier unten war schlimm. Gas- und Leichengeruch vermischten sich miteinander zu einer widerlichen Komposition, die mir schwer auf den Magen schlug.

Zudem war es warm. Die feuerfesten Wände strahlten noch Hitze aus, die mir den Schweiß aus den Poren trieb.

Der Boden war rauh und uneben. Auch hatte sich dort eine Ascheschicht gebildet, deren winzige Teilchen aufgewirbelt wurden, wenn ich meine Füße bewegte.

Ich schaute mich um. Meiner Ansicht nach mußte es hier unten einen zweiten Eingang geben, denn ich konnte mir nicht vorstellen, daß die Helfer, die die Asche holten, extra von oben herunterkletterten, wenn sie es anders viel bequemer hatten.

Je weiter ich mich von der Luke entfernte, um so dunkler wurde es, da der Lichtschein nicht mehr bis in die Winkel reichte. Ich mußte meine kleine Stablampe zu Hilfe nehmen. Die war mit einer frischen Batterie versorgt worden und brannte heller als sonst.

Systematisch untersuchte ich diese makabre Stätte. Ich entfernte mich immer weiter von dem eigentlichen Rost. Der feine Strahl tanzte über die dicken Mauern, die den Tod, das Grauen und die Vernichtung gesehen hatten.

Auch die Steinernen?

Noch drei Schritte, und ich sah das Ende der Kammer.

Und die kleine Tür. Sie reichte mir etwa bis zum Gürtel und bestand aus Metall. Als der Lampenstrahl darüber strich, sah ich den inneren Riegel.

Meine Aufregung legte sich. Wenn ich den Riegel aufzog, ließ sich bestimmt auch die Tür öffnen.

Ein Geräusch irritierte mich.

Es war nicht innerhalb der Verbrennungskammer aufgeklungen, sondern von oben, wo die Leichen gewaschen wurden.

Und da wartete Sarah Goldwyn.

Plötzlich schienen Eisfinger über meinen Rücken zu kriechen. Ich warf mich auf dem Absatz herum und rannte den Weg zurück.

Schon an der einfallenden Helligkeit erkannte ich, daß die Klappe an der Decke langsam zugeschoben wurde.

Bestimmt nicht von Lady Sarah.

Mit einem gewaltigen Satz sprang ich auf den Rost.

Zu spät.

Ich sah nur noch einen Spalt, durch den etwas Helligkeit fiel. Und zwei Hosenbeine, die sicherlich nicht der Frau gehörten.

Dann wurde es dunkel.

Mein Magen krampfte sich zusammen. Plötzlich hatte ich Angst.

Nicht so sehr um mich, sondern mehr um die Horror-Oma, die mit irgendwelchen Feinden allein war. Mein Herz klopfte rasend schnell. Ich stand auf dem Rost und starrte in die Höhe.

Dann vernahm ich die dumpfen Geräusche, Schritte, die über die Plattform stampften. Unregelmäßig. Es hörte sich an, als würde dort jemand kämpfen.

Sarah Goldwyn.

Mein Gott, ich stand hier unten, starrte gegen die Plattform und konnte nichts tun. Wenn die alte Dame starb, dann war ich schuld.

Was tun?

Der zweite Weg fiel mir ein. Wenn ich durch die Tür kam und zurücklief, konnte ich vielleicht noch etwas retten.

Ich sprang vom Rost, als mir die Entscheidung abgenommen wurde, denn die Klappe öffnete sich.

Bevor ich wieder meine alte Stellung eingenommen und die Beretta schußbereit hatte, verdunkelte sich die schmale Öffnung. Viel konnte ich nicht erkennen, aber ich ließ die Waffe sinken, denn in dem Ausschnitt erkannte ich Lady Sarah.

Die alte Dame war nicht bewußtlos, denn sie schlug um sich, wehrte sich tapfer. Doch gegen die Kraft ihrer Gegner kam sie nicht an. Ein letzter Stoß, Lady Sarah trat ins Leere und fiel durch die Öffnung, die augenblicklich wieder zugeschoben wurde.

Ich breitete die Arme aus.

Dann kam der Zusammenstoß.

Obwohl Mrs. Goldwyn wirklich nicht viel auf die Waage brachte, riß mich der Aufprall fast von den Beinen. Ich konnte mich soeben noch fangen. Und als ich Lady Sarah dann hatte, verdunkelte sich auch der Spalt über uns.

Es wurde wieder finster.

»Ist Ihnen was passiert?« fragte ich zuerst.

»Nein, nein, ich bin okay. Nur leider dumm, weil ich mich habe überraschen lassen. Und das passiert mir in meinem Alter.« Ihren Humor hatte sie jedenfalls nicht verloren.

Ich setzte sie sicher auf und sprang dann vom Rost. Mit der Lampe leuchtete ich in die Runde.

Die Horror-Oma sprang ebenfalls vom Rost, wobei ich sie noch abstützte.
»Wo ist eigentlich mein Schirm?« fragte sie.
»Vielleicht oben?«
»Nein, er ist mit in die Tiefe gefallen.«
Ich ging ein paar Schritte zur Seite und leuchtete. Da sah ich ihn liegen. Lady Sarah nahm ihn dankbar entgegen und drohte damit zur Plattform hoch.
»Wer hat sie überrascht?« wollte ich wissen.
»Zwei Steinerne.«
»Wo kamen die denn her?«
»Ich weiß es nicht. Sie müssen sich irgendwo draußen versteckt gehalten haben. Slim Limmerick war auch dabei«, flüsterte Mrs. Goldwyn. Ich wußte inzwischen über den Mann und dessen Funktion Bescheid.
»Warum hat man Sie nicht getötet?« Es war mir selbst nicht wohl, als ich die Frage stellte.
»Das weiß ich auch nicht«, erwiderte Lady Sarah. »Vielleicht hätte es zuviel Aufsehen gegeben.«
Zuviel Aufsehen?
Verdammt, das war das Stichwort. Wir befanden uns in einer Verbrennungskammer. Besser konnte man keine Leichen verschwinden lassen.
»Weg!« schrie ich, sprang auf Lady Sarah zu und riß sie zur Seite.
Keine Sekunde zu früh.
Beide hörten wir das häßliche Zischen.
Dann gab es ein puffendes Geräusch, und im nächsten Augenblick tanzten armlange Gasflammen über den Rost.
Im Nu wurde die Verbrennungskammer zur Hölle…

***

Die ganz in Schwarz gekleidete Frau schlug auf den Sargdeckel auf, wurde zur Seite gedriftet und rutschte neben dem Sarg zu Boden, genau dort, wo sich noch Raum zwischen Grabwand und Sarg befand.
Eingeklemmt blieb Mrs. Bandone dort liegen. Sie war im ersten Augenblick unfähig zu schreien, hatte die Augen weit aufgerissen und starrte gegen die feuchte, lehmige Erde.
Erst dann schrie sie.
Gleichzeitig jedoch wurde der Sargdeckel gesprengt. Eine unheimliche Kraft riß das Loch, trieb zahlreiche Splitter in die Höhe und riß den Deckel fast entzwei.
Dann kam er.
Bandone, der Tote – und jetzt der Steinerne.
Er trug noch sein weißes Leichenhemd, das jedoch an einigen Stellen

zerrissen war, so daß die bläuliche Haut durchschimmerte.

Er wuchtete sich hoch, setzte sich auf und begann aus dem Sarg zu klettern. Seine Hände schlugen gegen die lehmigen Innenwände, eine rutschte ab und traf die Frau.

Der Schlag war so heftig geführt worden, daß Mrs. Bandone das Bewußtsein verlor.

Unter den Trauergästen hatte sich blitzartig Panik ausgebreitet.

Einige hatten sich vorgedrängt und waren noch zum Sarg gelaufen, doch schreiend zurückgewichen, als sie einen Blick in die Tiefe warfen. Selbst der Pfarrer hatte das Weite gesucht. Vielleicht hätte er mit seinem Kreuz noch etwas ausrichten können, so aber hatte das steinerne Monster freie Bahn.

Es richtete sich auf.

Ein Toter, der lebte und zusätzlich noch zu Stein geworden war.

Unglaublich.

Ein widerliches Grinsen umspielte das kantige Gesicht. Der Tote reckte die Arme und umkrallte den Grabrand.

Dann zog er sich hoch.

Auch Logan Costello war geschockt. Er hatte sich sofort zurückgezogen, die Körper seiner Leibwächter deckten ihn. Jeder der Männer hielt seinen Revolver schußbereit, doch sie standen so, daß sie schnell fliehen konnten.

Auch die vier Söhne hatte es nicht mehr auf ihrem Platz gehalten.

Sie hatten noch mitbekommen, wie der angeblich Tote sich aufrichtete. Dann waren sie in wildem Entsetzen geflohen.

An die Mutter dachte keiner mehr.

Bandone erschien.

Zuerst nur sein Gesicht, dann die Schulter. Er kletterte aus dem Grab.

Die sechs Leibwächter waren aschgrau im Gesicht. Auch die anderen Mafiosi hielten Waffen in den Händen, und Costello brüllte mit sich überschlagender Stimme: »Schießt doch, verdammt, schießt, ihr dreckigen Idioten!«

Die Männer drückten ab.

Gelbe Flämmchen tanzten vor den Mündungen. Die Waffen krachten, und die Echos rollten als schauriger Donner über das weite Gräberfeld hinweg.

Jede Kugel traf.

Die Geschosse hieben in den Steinkörper, doch sie prallten ab, sie ritzten sie nur kurz an, zogen hier und da ein paar Schrammen, das war alles.

Stoppen konnten sie den Mann nicht.

Die Querschläger waren gefährlich. Sie jaulten den Mafiosi entgegen. Einer der Männer schrie auf, drehte sich zur Seite, faßte an seinen Hals, wo Blut zwischen den gespreizten Fingern hervorsickerte. Dann

brach er zusammen.

Die anderen hatten für ihn kaum einen Blick übrig. Sie mußten selbst sehen, daß sie wegkamen. Denn ihnen war mit erschreckender Deutlichkeit klar geworden, daß sie gegen dieses wieder zum Leben erweckte Steinmonster nicht ankamen.

Das war zu stark.

Bandone hatte das Grab verlassen. Breitbeinig stand er vor dem Rand. Einer der Männer wollte es besonders gut machen und sprang den Steinernen an.

Der schlug zu.

Plötzlich wurde der Mann mitten im Sprung gestoppt, sein Gesicht schien um die Hälfte zusammenzuschmelzen, er überschlug sich und blieb auf dem Boden liegen.

»Weg!« schrie Costello, »weg!«

Dieser Aufforderung folgten die Männer nur zu gern. Sie warfen sich herum und gaben Fersengeld.

Bandone verfolgte sie nicht. Er drehte den Kopf und schaute zu den anderen frisch aufgeworfenen Gräbern hin.

Fünf waren es.

Und bei diesen fünf bewegten sich die Grabhügel. Die feuchte, schwere Erde wurde hochgeschleudert. Hände und Köpfe aus Stein erschienen, die Toten kehrten zurück.

Asmodinas und auch Medusas Plan trug Früchte…

Bandone wandte sich seinen »Kollegen« zu. Er stand bei den Gräbern schaute auf die Erde, die immer mehr durcheinandergewirbelt wurde und wartete.

Fünf Steinerne.

Mit Bandone waren es sechs.

Ein halbes Dutzend, die Kugeln trotzten und unbesiegbar erschienen.

Die Mafiosi waren die einzigen Zeugen, die den makabren Vorgang beobachteten. Sie hatten sich nicht weiter zurückgezogen, sondern waren im Schutz einiger Bäume stehengeblieben. Sie bekamen mit, wie die Toten die Gräber verließen.

Einige Männer schlugen das Kreuzzeichen. Jemand flüsterte: »Der steht mit dem Satan im Bunde…«

Keiner widersprach.

Sie waren nur noch zu viert. Die anderen hatten das Weite gesucht. In Logan Costello hatte die erste Panik einer eiskalten Überlegung Platz geschaffen.

Er dachte nach.

Seine beiden Leute, die er nach Tullham geschickt hatte, waren ebenfalls zu Stein geworden. Er hatte einen entsprechenden Bericht erhalten und es nicht glauben wollen.

Bis jetzt.

Nun mußte er mit eigenen Augen ansehen, wie die Untoten aus den Gräbern stiegen.

Und zwei seiner Leute waren tot. Sie lagen in der Nähe des Grabes und rührten sich nicht.

Was ging da vor sich? Welche Kräfte hatte er gerufen und wurde sie nun nicht mehr los?

Er überlegte verzweifelt, kam aber zu keinem Ergebnis und sah langsam ein, daß es auch für einen Capo, wie er es war, Grenzen geben mußte, die er respektieren und vor allen Dingen nicht überschreiten konnte.

Alle fünf Leichen hatten jetzt ihre Gräber verlassen. Sie standen davor und schienen auf jemand zu warten.

»Was machen wir?« wurde Costello gefragt.

»Weiß ich nicht. Habt ihr eine Erklärung?«

Kopfschütteln.

»Dann weg!«

Sie drehten sich um – und blieben wie vor eine Wand gelaufen stehen. Vor ihnen stand plötzlich eine Frau mit feuerrotem Haar und einem aus der Stirn wachsenden Hörnerpaar.

Asmodina!

***

Suko hatte meinen Anruf erhalten und reagierte sofort. Er zog sich seine Berufskleidung über, die Shao ihm reichte.

Die lederne Hose, Lederjacke, und den signalroten Helm mit dem Sichtvisier setzte er sich auf den Kopf.

Fertig.

Shao schaute ihn besorgt an. »Gib auf dich acht«, sagte sie. »Diese Medusa ist schlimm.«

Suko nickte. »Wird schon schiefgehen.« Er wandte sich zur Tür und war schon zwei Schritte gegangen, als ihm etwas einfiel. Mit der flachen Hand schlug er gegen den Helm.

»Was ist?« fragte Shao.

»Ich brauche die Schlüssel zu Johns Wohnung. Gib sie schnell her.«

Zwei Sekunden später hatte Suko das Gewünschte. Er lief auf den Flur, schloß nebenan auf und lief auf den kleinen Schrank zu, in dem mehrere Dinge aufbewahrt wurden.

Der Kelch des Feuers, der silberne Nagel, durch den Dr. Tod sein Ende gefunden hatte und last not least das Schwert, das Destero einmal gehört hatte.

Darauf hatte der Chinese es abgesehen. Leider befand sich der Bumerang noch immer in den Händen von Dr. Tod, aber Suko war sicher, daß sie ihn sich eines Tages zurückholen würden. Er packte das Schwert samt Gehänge und lief auf den nächstbesten Lift zu. Bevor er

einstieg, warf er Shao den Schlüssel entgegen, den sie geschickt auffing. Dann verschwand Suko in der Kabine.

Vier Stockwerke tiefer hielt sie noch einmal an. Ein Hausbewohner erschrak heftig, als er Suko in seiner Montur sah. Hinzu kam noch das Schwert, das er in der Hand hielt.

»Sie können ruhig einsteigen«, sagte der Chinese. »Ich tue Ihnen nichts.«

»Nein, nein, natürlich nicht.« Der Mann drückte sich an Suko vorbei und schaute betreten zu Boden. Als der Lift im Erdgeschoß hielt, verließ er ihn fast fluchtartig.

Suko fuhr bis zur Tiefgarage durch, wo seine Harley ihren Platz hatte. Er befestigte das Schwert durch einige Lederbänder an der Maschine und startete.

Wieder dröhnte es durch die unterirdische Halle. Wie eine Rakete schoß die Harley vor und jagte die Auffahrt hoch, wo das Tor zum Glück offenstand und Suko nicht erst den elektronischen Code zu bedienen brauchte.

Er kam besser voran, als ich mit dem Bentley. Der Londoner Verkehr war zwar noch immer sehr dicht, aber Suko war ein Schlangenfahrer. Er fuhr meist rechts und überholte.

Der Chinese ahnte, daß ihm nicht sehr viel Zeit blieb. Er konnte zwar auch nicht sagen, wieso dieses Gefühl plötzlich da war, aber es war vorhanden, da war nichts zu machen.

Als er über den Häusern die Ausläufer des Friedhofs sah, atmete er auf. Das Grün der Bäume hob sich von den schwarzroten Dächern ab, und eine halbe Minute später lenkte der Chinese seine Maschine auf den Parkplatz, wo er auch den silbergrauen Bentley sah.

Von John Sinclair sah Suko keine Spur. Er stellte die Harley neben den Bentley und nahm den Helm ab. Er ließ ihn bei dem Feuerstuhl.

Hoffentlich stahl niemand seine Kopfbedeckung.

Im Laufschritt erreichte Suko den Friedhof. Seine Füße knirschten über den Kies. Obwohl dies Geräusche verursachte, hörte er jedoch die peitschenden Detonationen.

Schüsse?

Suko blieb stehen und lauschte.

Nichts.

Vielleicht habe ich mich auch getäuscht, dachte er und schaute sich um.

Der große Komplex mit den verschiedenen Leichenhallen und Verwaltungsräumen stach ihm besonders ins Auge. Die Wände bestanden aus dunkelroten Ziegelsteinen, in den Fenstern der ersten Etage spiegelten sich die Sonnenstrahlen.

Wo steckte John?

Suko kannte den Friedhof ebenfalls. Er war riesengroß. Da konnte er

einen ganzen Tag suchen, ohne seinen Freund zu finden.

Wieder schaute er auf die Leichenhalle und erinnerte sich an Johns Worte.

Lady Sarah hatte etwas in der Leichenhalle entdeckt.

Vielleicht fand er John Sinclair dort. Der Chinese zögerte keine Sekunde mehr. Er betrat die Leichenhalle durch den Haupteingang und fand sich in dem langen kahlen Gang wieder, in dem es so typisch roch. Nach Buchsbäumen und irgendwelchen Pflanzen, deren Namen Suko nicht wußte. Langsam ging er weiter.

Das Schwert hatte er mitgenommen. Er trug es in der rechten Hand. Wer ihm jetzt begegnete, mußte einen Schreck bekommen.

Ein Motorradfahrer, der mit einem Schwert bewaffnet war.

Rechts lagen die schmaleren Türen. Die meisten standen offen.

Suko schaute in die dahinterliegenden Räume.

Es waren Wartezimmer. In den meisten standen Bänke und Stühle, auch lagen Kränze am Boden. Menschen sah der Chinese nicht. Wie ausgestorben wirkte die Halle.

Oben klappte eine Tür.

Dann glitt Sukos Blick nach rechts.

Dort befanden sich die drei großen Trauerhallen. Die Türen dazu waren doppelt so groß wie die zu den Zimmern.

Suko öffnete die erste.

Die Halle war menschenleer. Sie roch nach Bohnerwachs. Die Bank- und Stuhlreihen glänzten wie frisch poliert. Leer präsentierte sich das Podest, wo sonst der Sarg stand.

Suko zog sich zurück.

Die zweite Tür.

Auch als er in diese Trauerhalle schaute, sah er keinen Menschen.

Sie war ebenso geputzt wie die erste.

Die dritte Tür brauchte er nicht zu öffnen. Sie wurde aufgezogen.

Eine blondhaarige Frau im blauen Kittel und mit zwei Eimern und Putzlappen bewaffnet, verließ die Halle.

Sie wandte Suko den Rücken zu und erschrak fürchterlich, als der Chinese sie ansprach.

»Entschuldigen Sie…«

»Mein Gott«, keuchte die Putzfrau und preßte ihre Hand gegen den wogenden Busen, »haben Sie mich erschreckt.«

»Das lag nicht in meiner Absicht.«

»Was wollen Sie eigentlich? Die Beerdigungen sind für heute schon vorbei.«

»Ich suche einen Mann.«

»Da gibt es viele.«

Suko beschrieb John Sinclair.

»Den habe ich nicht gesehen.«

»Sind Sie sicher?«
»Klar. Es sei denn, er ist bei Limmerick drin. Also ehrlich, da habe ich vorhin Geräusche gehört, obwohl Limmerick schon Feierabend haben müßte.«
»Wer ist Limmerick?«
»Der Leichenwäscher. Möchte ich nicht sein.«
»Kann man zu ihm?«
Die Bodenkosmetikerin runzelte die Stirn. »Keine Ahnung. Sie sind fremd, ich weiß nicht so recht…«
»Wo finde ich die Tür?«
»Direkt nebenan.«
»Danke.« Suko wartete, bis die Putzfrau verschwunden war und ging dann drei Schritte zur Seite.
Er horchte.
Tatsächlich, hinter der Tür rumorten welche. Suko vernahm dumpfe Laute, die ihm gar nicht paßten.
Er riß die Tür auf.
Zwei Gestalten fuhren herum.
Es waren die Steinernen!

***

Der heiße, mörderische Atem der Hölle fauchte uns entgegen!
Im Nu konnte man es in der unmittelbaren Umgebung des Flammenrostes nicht mehr aushalten. Es gab nur noch eine Chance, wenn wir überleben wollten.
Weg zum Ausgang.
Ich riß Mrs. Goldwyn mit. Sie hielt sich außerordentlich tapfer, schrie nicht und drehte auch nicht durch. Wie der Gluthauch des Todes streifte uns die Hitze, als wir in die Dunkelheit rannten. Ich hielt die alte Dame untergefaßt, während ich mit der kleinen Lampe leuchtete, deren Strahl auf- und niedertanzte.
Die Hitze raubte uns den Atem. Sie entzog der Luft den Sauerstoff, und ich merkte, wie Lady Sarah schwankte. Die Knie gaben bei ihr nach, doch ich zog sie eisern weiter.
Wir mußten hier raus.
Nur gut, daß ich diese unterirdische Kammer schon zuvor erkundigt hatte. So wußte ich wenigstens, wo es langging. Ich kämpfte mich vor, während die Hitze fast meine Lungen zu zerfressen drohte. Dann fielen wir gemeinsam gegen die Wand.
Um uns herum war ein Inferno. Wir kamen uns vor wie in einem Backofen, so fauchte es. Schon erfaßte mich der erste Schwindel, aber wild entschlossen hämmerte ich gegen den Riegel.
Er sprang zurück.
In Strömen lief mir der Schweiß vom Körper. Ich hatte das Gefühl,

als würde mir die Haut vom Gesicht fallen. Wenn wir nicht bald hier rauskamen, war alles vorbei.

Ich umfaßte den Griff.

Er war heiß.

Trotzdem hielt ich fest – und…

Ein Schrei der Enttäuschung drang aus meinem Mund. Die Tür war abgeschlossen.

Auch von außen.

Plötzlich gaben meine Beine nach, und ich sank in die Knie. Meine Hände fuhren an der Tür entlang, und neben Mrs. Goldwyn sank ich zu Boden. Unsere Gesichter berührten sich fast.

Die Horror-Oma schaute mich an. Ihre Mimik war verzerrt.

»Aus!« keuchte sie. »Wir verbrennen bei lebendigem Leibe…«

Es gab nichts, was ich dagegen sagen konnte…

***

Sofort sprangen zwei Leibwächter mit schußbereiten Revolvern vor ihren Boß und deckten ihn mit ihren Körpern. Dafür jedoch hatte Asmodina nur ein spöttisches Lachen übrig.

»Laßt den Unsinn«, sagte sie. »Ich will mit ihm reden.«

Die Leibwächter zögerten. Noch hatte ihnen ihr Boß keinen diesbezüglichen Befehl gegeben.

Asmodina war es leid. Sie schnippte nur mit zwei Fingern. Etwas blitzte auf, erfaßte die beiden Männer und riß sie von den Beinen.

Sie krümmten sich am Boden.

Die anderen beiden schossen.

Das geschah reflexartig. Die Kugeln trafen auch, aber mehr geschah nicht.

Sie konnten Asmodina nicht töten.

Den Mafiosi stand der Schrecken in den Gesichtern geschrieben.

Sie wurden noch weißer, begannen zu zittern und selbst Logan Costello bekam keinen Ton heraus.

»Ich hätte deine Leute töten können«, sagte die Teufelstochter, »aber ich mache es nicht. Wie dumm seid ihr eigentlich? Hat euch die erste Demonstration meiner Macht nicht gereicht? Ich habe doch die Toten aus den Gräbern geholt.«

»Wer bist du?« hauchte Costello.

»Asmodina, die Tochter des Teufels!«

Als Costello das hörte, schüttelte er den Kopf und stampfte mit dem Fuß auf. »Nein!« keuchte er, »das gibt es nicht. Ich werde verrückt, ich werde wahnsinnig. Der Teufel existiert nicht. Ich…«

»Bin ich nicht Beweis genug?«

Costello schwieg. Er war völlig durcheinander. Was er in den letzten Minuten erlebt hatte, ging dicht an die Grenze seines Begreifens.

Er wurde hier mit Dingen konfrontiert, die er in seinem Leben immer weit weggeschoben hatte.

Auch ein hilfesuchender Blick auf seine Männer brachte ihm keine Klarheit. Der große Logan Costello wurde plötzlich ganz klein.

»Was willst du?« fragte er schließlich.

»Ich möchte mit dir zusammenarbeiten.«

Das hörte sich schon besser an. Seine Gedanken begannen zu wirbeln. Er hatte die Kraft dieser Frau erlebt.

Sie besaß Möglichkeiten, an die er nicht im Traum gedacht hatte.

Unter Umständen konnte diese Zusammenarbeit sehr fruchtbar werden.

»Und wie hast du dir das vorgestellt?« erkundigte sich Logan Costello.

»Du kennst Solo Morasso?«

Vorsicht! dachte Costello. Sie will dich aufs Glatteis führen. Er kannte Morasso tatsächlich.[3]

»Es könnte sein«, antwortete er verhalten. »Wie ich hörte, existiert er nicht mehr. Ihm gehörte ja Palermo.«

»Er existiert!«

»Und wo?«

»Hier in London, oder in Paris. Er ist überall. Ich habe ihn mit einer großen Macht ausgestattet. Er hat die Mordliga gegründet und gehorcht mir. Aber er ist in letzter Zeit zu aufsässig geworden, ich hatte Ärger mit ihm. Er entglitt meiner Kontrolle. Das will ich ändern.«

»Was soll ich dabei tun?« fragte Costello.

»Ihn beobachten.«

Costello lachte. »Das ist unmöglich. Ich weiß schließlich nicht, wo er sich aufhält. Außerdem kann ich keinen meiner Leute entbehren. Ich habe wieder zwei Tote zu beklagen…«

»Du sollst ihn nur hin und wieder anrufen und ihn über seine Pläne befragen«, sagte Asmodina. »Er ist ja kein Gegner von mir. Ich möchte ihn nur an der langen Leine halten.«

Der Capo schüttelte den Kopf. »Nein, ich will es nicht«, sagte er bestimmt.

»Dann wirst du nicht mehr lange leben«, erwiderte die Teufelstochter kalt.

»Wie?«

»Ich werde dich töten und dein Mafia-Imperium zerreißen. Ich wundere mich, daß du noch zögerst. Wo wir drei eigentlich einen gemeinsamen Feind haben.«

»Wen?«

»John Sinclair!«

Der Name elektrisierte Costello. Er mußte sofort an seinen Bruder

denken, der durch Sinclairs Schuld umgekommen war. Wenn jemand ein Todfeind Costellos war, dann dieser Sinclair. »Was hat er mit der Sache zu tun?« wollte der Capo wissen.

»Er steckt mit drin. Auch in diesem Fall.«

Costello pfiff durch die Zähne. »Dann könnte es sein, daß ich ihn hier treffe?«

»Möglich.«

Der grauhaarige Gangster überlegte. Wenn er es recht bedachte, war der Vorschlag dieser Frau gar nicht so schlecht. Da konnte sie ruhig erzählen, daß sie die Teufelstochter war, seinetwegen auch die Kaiserin von China. Hauptsache er gewann Vorteile bei der Sache und der Zusammenarbeit.

»Ich stimme zu«, sagte der Capo.

Asmodina nickte. »Wußte doch, daß du vernünftig bist, Mensch. Nun zu Sinclair. Er wird sich zwar hier auf dem Friedhof aufhalten, doch du solltest verschwinden.«

»Warum?«

»Weil dies hier Medusas Reich ist.«

»Hä?«

»Kennst du Medusa? Die mit dem Schlangenkopf? Wer sie anschaut, wird zu Stein.«

»Ja, in der Sage.«

»Nein, in Wirklichkeit.«

»Das gibt's nicht.«

»Hast du nicht selbst die Steinernen erlebt, Costello?«

»Doch, aber die waren tot. Nein, sie lebten.« Er schüttelte den Kopf, weil er völlig durcheinander war.

»Ich habe ihnen das untote Leben gegeben, weil ich mit Medusa einen Pakt geschlossen hatte. Zudem habe ich auch dafür gesorgt, daß dieser Bandone gestorben ist. Ja, er hat einen Herzschlag erlitten. Es sollte alles normal aussehen. Meine Pläne sind oft schwer zu durchschauen, aber sehr wirkungsvoll.«

»Und meine Leute in Tullham?« fragte Costello rauh.

»Sie sind versteinert, weil sie Medusa gesehen haben. Du merkst, alles hat seine Richtigkeit.«

»Ja«, keuchte Costello, »das stelle ich auch langsam fest. Und jetzt?«

»Wirst du dich zurückziehen und anderen das Feld überlassen.«

»Ich soll einen Rückzieher machen, wo wir doch so stark sind?« heulte er fast entsetzt.

»Warum nicht?«

»Nein, das kann ich nicht. Ich bin doch nicht verrückt. Du stehst doch an meiner Seite.«

»Ich kann dich auch nicht vor Medusa schützen. Sie wird ihre Rache haben, denn ich habe ihr Gehilfen gegeben. Du kannst dir ja alles aus

sicherer Entfernung anschauen.«

Costello überlegte. »Gut«, sagte er schließlich und nickte. »Das werde ich auch.« Dann deutete er auf seine beiden am Boden liegenden Leibwächter. »Was ist mit ihnen?«

»Sie können aufstehen.«

Als hätten die beiden nur auf den Befehl gewartet, so stemmten sie sich hoch.

Die vier Leibwächter hatten den Dialog zwischen Asmodina und ihrem Capo mit angehört. Begriffen hatten sie nicht allzu viel! Sie ahnten nur, daß ein Umschwung entstehen würde.

Und damit sollten sie recht haben.

***

Suko sah nicht nur die beiden Steinernen, sondern auch eine offenstehende Tür, die zum Nebenraum führte. Doch erst einmal mußte er sich um seine beiden Gegner kümmern.

Sie sahen scheußlich aus.

Aus einem Körper wuchsen zahlreiche Schlangen. Aus den Augenhöhlen, den Nasenlöchern, den Öffnungen in den Ohren, dem Mund und den Augen. Suko glaubte zu sehen, daß dieses Monster mal eine Frau gewesen war, doch so genau war das nicht festzustellen.

Auf jeden Fall wollte es Suko töten, denn es griff sofort an, während der Artgenosse noch im Hintergrund lauerte.

Suko wollte es mit Desteros Schwert versuchen, doch er bekam die Waffe nicht schnell genug aus der Scheide, weil sie doch ziemlich ungewohnt war.

Der Steinerne hätte ihn vorher erreicht, wenn Suko nicht auf die Idee mit dem Waschtisch gekommen wäre.

Er nahm beide Hände, kantete den Tisch hoch und schleuderte ihn dem Monster entgegen.

Tisch und Untoter krachten zusammen.

Das Möbelstück bestand aus stabilem Holz, es brach nicht und hielt das Monster für einen Moment auf.

Nichts anderes hatte Suko gewollt. Er bekam genau die Zeit, um das Schwert zu ziehen.

Die Klinge, die, durch Desteros Hand geführt, zahlreiche Opfer getötet hatte, sollte auch hier ihre Wirkung nicht verfehlen. Doch der Chinese kam nicht dazu, sich mit der steinernen Frau zu beschäftigen.

Sein zweiter Gegner erschien. Er drang durch die offene Tür und stand näher an Suko als sein weibliches Gegenstück.

Der Chinese holte aus.

Halbhoch wuchtete er das Schwert, bevor er einen waagerechten Schlag führte.

Die Klinge warf einen blitzenden Reflex, als sie durch die Luft schnitt

und traf.

Eine normale Waffe wäre vielleicht abgeprallt, nicht so Desteros Erbstück. Es bestand aus besonderem Material und trennte mit einem einzigen Schnitt den Kopf vom Rumpf des steinernen Monsters.

Der schwere Steinschädel knallte zu Boden, rollte noch weiter, während der Torso umkippte.

Kopf und Körper bekamen Risse, aus denen der Staub quoll, bevor sie selbst in diesen Zustand übergingen.

Das zweite Monster hatte bemerkt, was mit seinem Artgenossen geschehen war. Es zog sich in den anderen Raum zurück, bevor Suko noch eingreifen konnte, und hieb die Tür zu.

Mit einem Knall fiel sie ins Schloß. Der Chinese kam um den Bruchteil einer Sekunde zu spät.

Doch er dachte nicht daran, aufzugeben. Wenn die Waffe Stein zerschlug, würde sie auch vor dem Holz der Tür nicht stoppen.

Suko hieb zu.

Diesmal kam der Schlag von oben nach unten. Die Klinge sägte einen langen Streifen in die Tür, der zweite und dritte Schlag zerstörten das Holz. Splitter flogen Suko um die Ohren. Er arbeitete wie ein Berserker. Er wußte es auch nicht, aber er hatte es plötzlich ungeheuer eilig.

Dann war das Loch groß genug.

Suko schlüpfte hindurch und gelangte in den zweiten Raum, wo ein Schienenpaar zu einer Plattform führte.

Das weibliche Steinmonster mit den Schlangen im Gesicht wandte dem Chinesen den Rücken zu. Es stand vor einem kleinen Schaltpult, das in einer Ecke des Raumes seinen Platz gefunden hatte und hantierte dort herum.

Selbst Suko hörte plötzlich das Fauchen, das unter ihm erklang. Er wußte sofort Bescheid.

Dort unter seinen Füßen mußte sich die Verbrennungskammer befinden. Und die stellte niemand an, wenn er keinen Grund hatte.

Sollte dort etwas vernichtet werden?

Wenn ja, was? Vielleicht ein Mensch…

Für Suko zählte jetzt jede Sekunde. Er mußte handeln, sonst war alles aus.

Bevor das Monster ihn noch angreifen konnte, war der Chinese schon da. Und sein Hieb traf die steinerne Frau in der Drehung. Der Chinese schlug sie in zwei Hälften.

Das grausame Geschöpf kippte nach verschiedenen Seiten weg und prallte dumpf zu Boden. Mit einem gewaltigen Schritt stand Suko am Schaltpult, ließ seine Blicke über die Hebel schweifen und sah einen, der nach oben gekippt war, während die anderen alle in Ruhestellung standen.

Suko kippte ihn zurück.
Unter ihm hörte das Fauchen auf.
Dem Chinesen fiel ein Stein vom Herzen. Damit hatte er die Plattform noch nicht offen. Er suchte einen Weg, um sie in die Höhe zu bekommen. Mit der Hand war das kaum möglich.
Wieder suchte sein Blick die Konsole ab. Diesmal las er auch die Beschriftungen – und fand den richtigen Knopf.
Die Plattform glitt zur Seite.
Aus der Öffnung fauchte Suko eine gewaltige Hitzewoge entgegen, und er trat unwillkürlich zurück. Als er einige Sekunden abgewartet hatte und einen Blick nach unten warf, sah er das letzte Glühen des Rostes. Aber einen Menschen konnte er nicht entdecken.
War vielleicht niemand unten?
Suko rief »Hallo!«
Keine Antwort.
Er versuchte es noch einmal.
Dann vernahm er sie. Sehr schwach, kaum zu verstehen, aber er identifizierte die Stimme.
Sie gehörte John Sinclair!
»Hier!«
»Mein Gott, John!« schrie der Chinese. »Bist du okay?«
»Kaum!«
»Kannst du laufen?«
»Ich versuche es, aber ich bin nicht allein. Mrs. Goldwyn ist bei mir!«
»Ist euch was geschehen?«
Ich mußte leicht grinsen, als ich Sukos Frage hörte. »Ja«, erwiderte ich krächzend und von Husten unterbrochen. »Wir sind geröstet worden.«
»Mann, mach keinen Mist!«
Das hatte ich auch nicht vor. Suko hatte uns wirklich im letzten Augenblick gerettet. Die Hitze war schon nicht mehr auszuhalten gewesen, und hätte der Chinese nicht die Klappe geöffnet, so daß Frischluft hereingeströmt wäre, hätten wir es trotz allem wahrscheinlich nicht überstanden. Auf jeden Fall war ich meinem Partner ungeheuer dankbar.
Ich rollte mich zur Seite.
Lady Sarah war bewußtlos geworden. Und auch ich fühlte mich ungeheuer schwach. Trotzdem mußte ich es schaffen. Ich konnte Lady Sarah hier nicht liegenlassen.
Ich hakte sie unter, wollte sie weiterziehen und fiel selbst dabei auf den Rücken.
Verdammt auch.
Schwindel packte mich, als ich es das zweite Mal versuchte, und wiederum konnte ich mich nicht auf den Beinen halten. Sie knickten

mir einfach weg.
So ging es nicht.
Ich blieb dann am Boden und schleifte die bewußtlose Frau Stück für Stück der Klappe entgegen. Es wurde heller, der erste Lichtschein traf uns, und ich sah Sukos Gesicht.
Als er uns sah, stöhnte er auf. »Mein Gott, John, was ist nur geschehen?«
Ich mußte eine Pause einlegen. Es war gut, daß ich mich bereits in der Nähe der Klappe befand, die frische von oben hereinströmende Luft war eine Wohltat für meine Lungen.
Aber ich spürte auch die Hitze, die der Rost noch nachträglich ausströmte. Es war gewaltig, und ich merkte, wie mich meine Kräfte langsam verließen.
Wie sollte ich da hochkommen?
»Hast du kein Seil?« rief ich krächzend.
Suko nickte. »Ich werde eins holen.«
»Aber laß uns nicht zu lange allein. Ich möchte nämlich nicht, daß noch jemand kommt.«
»Natürlich werden wir die Klappe wieder schließen!« hörte ich plötzlich eine kalte Stimme. »Ich will dich doch rösten sehen, du verdammter Schnüffler!«
Ich hatte das Gefühl, zu Eis zu werden, denn die Stimme kam mir bekannt vor, obwohl ich sie eigentlich nur vom Telefon her kannte.
Sie gehörte Logan Costello!

***

Suko schien zu vereisen. Gleichzeitig machte er sich die schwersten Vorwürfe, daß er nicht selbst achtgegeben hatte. Auch er wußte von Costello, und er kannte die Gefährlichkeit des Mafioso. Der war grausam, brutal und eiskalt. Ein Menschenleben galt bei ihm nichts.
Wie er ja wieder bewiesen hatte.
»Bleib ruhig sitzen, Chink«, drohte er flüsternd. »Wenn du dich nur falsch bewegst, pusten wir dich um.«
Wir, hatte er gesagt. Er war nicht allein gekommen, sondern hatte seine Leute mitgebracht.
Suko verdrehte die Augen. Er versuchte etwas zu erkennen und sah zwei Männer, die jetzt um die offene Luke herumschritten und Suko gegenüber Aufstellung nahmen.
Sie hielten Revolver in den Fäusten und zielten mit ihren Waffen auf den Chinesen.
Suko hatte keine Chance, den Kugeln zu entgehen.
Aber er wollte Zeit gewinnen. »Was wollen Sie?« fragte er.
»Euch zur Hölle schicken«, lautete die Antwort. »Diese Asmodina ist wirklich eine gute Partnerin, das muß man ihr lassen. Sie hat mir den

richtigen Tip gegeben.«

Verdammt, das hat sie wirklich, dachte Suko.

Der Mafioso lachte weiter. »Ich hätte nie gedacht, daß sich mein Traum einmal so schnell erfüllen würde. Der Schnüffler Sinclair wird geröstet, seine gelbe Ratte gleich mit. Wenn das keine Schau ist. Die Unterwelt wird mir dankbar sein.«

»Ich hoffe, Sie haben es sich auch gut überlegt«, rief ich aus der Verbrennungskammer. Ich hatte Costello verstanden, seinen Triumph gehört und meinen ersten Schrecken überwunden.

»Halt du deine Schnüfflerschnauze, Sinclair!« schrie Costello zurück. »Denk an meinen Bruder.«

»Mit dessen Tod habe ich nichts zu tun. Er hat sich selbst umgebracht. Wie oft soll ich dir das noch sagen.«

»Eine Ausrede.«

»Nein.«

»Halt's Maul.«

»Ich denke gar nicht daran«, gab ich zurück und bewegte mich ein kleines Stück zurück, so daß ich nicht voll vom hereinfallenden Licht getroffen wurde. »Wer sich mit der Teufelstochter einläßt, ist schon bald verloren. Das wirst auch du merken, Costello.«

»Bis jetzt bin ich gut mit ihr gefahren«, gab er höhnisch zurück.

»Aber die Zeiten ändern sich.« Ich war jetzt so weit von der Helligkeit weg, daß ich meine Beretta ziehen konnte. Denn so völlig wehrlos war ich auch nicht.

»Dir wird deine große Klappe noch vergehen, Schnüffler. Ich habe vier Leute mitgebracht, und sie tragen geladene Revolver bei sich. Wir machen aus euch Bleipakete. Es sei denn, dein Freund zieht es vor, freiwillig zu springen.«

»Mord an einem Polizisten kommt Sie teuer zu stehen«, sagte der Chinese.

»Niemand wird etwas von euch finden. Höchstens Asche, aber die vermischt sich mit der anderen.« Der Mafioso lachte.

Und verflucht, er hatte recht. Von uns würde man wirklich nichts mehr finden.

Hinzu kam, daß sich dieser Costello mit der Teufelstochter verbündet hatte. Ihr reichte es nicht, die Mordliga mit Dr. Tod unter ihrer Fuchtel zu wissen, nein, sie weitete ihren Machtbereich kontinuierlich aus.

Und ich fragte mich, wie wir diese Bestie stoppen konnten. Im Moment sah es jedenfalls so aus, als brauchten wir uns nie mehr darüber Gedanken zu machen.

Ich peilte in die Höhe.

Und zwar dorthin, wo Suko hockte. Er hatte die Arme leicht angewinkelt, die Hände lagen so, daß er in die Tasche greifen konnte,

denn dort steckte seine stärkste Waffe.
Der Stab!
Suko hatte ihn von einem buddhistischen Klostervorsteher bekommen, einem Abt, der das Erbe Buddhas verwaltete. Wenn er ein bestimmtes Wort rief, dann blieb die Zeit für fünf Sekunden stehen.
Diese Spanne mußte der Chinese nutzen, um seine Gegner auszuschalten, denn sie waren während der fünf Sekunden erstarrt. Töten durfte er sie allerdings nicht, denn dann wurde die Wirksamkeit der Waffe aufgehoben.
Suko hatte den Stab schon des öfteren eingesetzt und dabei zahlreiche Erfolge erzielt. Aber hier sah es so aus, als würde er nicht dazu kommen, den Stab zu ziehen, die Gegner behielten ihn permanent im Auge.
Ich drehte mich und schaute zur anderen Seite der Luke.
Dort standen zwei Mafiosi. Auch sah ich die Waffen in ihren Händen. Es würde verdammt schwer werden, bei ihnen einen Durchbruch zu schaffen.
Zudem besaß ich einen schlechten Schußwinkel. Einen hätte ich getroffen, dann jedoch wäre dem anderen immer noch die Zeit geblieben, um ebenfalls abzudrücken.
Es sah bescheiden aus.
Ich warf einen raschen Blick auf Lady Sarah. Sie war noch immer bewußtlos, was mir in meiner augenblicklichen Situation sehr gelegen kam.
»Ich warte nicht mehr lange!« drohte Costello.
»Überlege es dir genau!« sagte Suko.
»Das habe ich, du gelbe Ratte.« Mit den nächsten Worten wandte sich Costello an einen seiner Männer. »Diego, geh und stell den Brenner schon an!«
Diego lachte. »Sicher, Boß.«
Auch ich hatte die Worte gehört. Plötzlich begann mein Herz rasend zu klopfen. Einmal hatte ich diese Hölle überstanden. Ein zweites Mal würde mir dies sicherlich nicht gelingen.
Ich schluckte.
Der mit Diego angesprochene Mann hatte sich von der Tür gelöst.
Er war ein gewichtiger Kerl, der vielleicht ein wenig zuviel Fett angesetzt hatte. Sein Jackett stand offen, der Bauch wölbte sich über die Hose. Auch er hielt einen Revolver in seinen schwieligen Fäusten. Die Waffe verschwand fast darin, nur die Mündung schaute aus der Hand hervor und zeigte zu Boden.
Die Hälfte der Strecke hatte Diego hinter sich.
Suko hockte noch immer vor dem Rand der Luke. Er mußte etwas tun. Schon in den nächsten Sekunden.
Und er sah, wie die Blicke der anderen Leibwächter dem Mann

folgten. Sie waren für den Bruchteil einer Sekunde abgelenkt.

Suko riskierte es.

Er war schnell wie selten, riß den Stab hervor und hoffte, daß Costello in seinem Rücken nicht schießen würde und ebenfalls abgelenkt war. Dann schrie er das Wort.

»Topar!«

***

Kein Schuß fiel.

Im gleichen Augenblick erstarrte die Szene. Die Zeit stand still, und nur Suko konnte sich bewegen, während auch ich unten in der Kammer zu einer Statue wurde.

Der Chinese handelte.

Er wuchtete sich hoch, entwand Costello den Revolver, raste an der Luke vorbei, schlug Diego den Lauf in den Nacken, so daß der Mann zusammenbrach und hämmerte dann einem der Kerle die Faust ans Kinn, die vor der Luke standen und auf Suko gezielt hatten.

Der Knabe fiel um.

Dann war die Zeit vorbei.

Blitzschnell zog Suko seine Beretta. Er stellte sich hinter den anderen Mafioso an der Luke und hielt plötzlich zwei Waffen in den Händen.

In die Männer kam Leben.

Costello starrte auf seine leere Rechte.

Der Kerl an der Tür suchte seinen Kumpan, sah ihn am Boden liegen und wollte schießen.

»Keine Bewegung!« schrie Suko.

Der Mafioso hörte nicht und feuerte.

Suko duckte sich rechtzeitig. Das Geschoß fegte über ihn hinweg.

Dann schoß er zurück.

Suko traf besser. Der Mann an der Tür schrie auf, hustete Blut und brach in die Knie. Schwer fiel er zu Boden.

Doch da war noch der Typ vor Suko. Er stand weiterhin am Rand der Luke und hielt auch noch seinen Revolver in der rechten Hand.

Als er ihn herumschwenkte, traf ihn Sukos Schlag. Der Gangster wurde bleich im Gesicht und fiel durch die Luke. Hart landete er auf dem Rost.

Übrig blieb Costello.

In den letzten fünf Sekunden war alles drunter und drüber gegangen. Costello hatte mit ansehen müssen, wie Suko den Kampf gewann. Das verkraftete er nicht.

Er sah seine drei Leibwächter am Boden liegen, der vierte war in der Luke verschwunden, und für Costello brach zum zweitenmal an diesem Tag eine Welt zusammen.

Auf dem Absatz warf er sich herum und rannte weg.

Suko hätte ihn liebend gern verfolgt, aber er konnte es nicht riskieren. Zunächst mußte seinem Freund geholfen werden.

Der Chinese schaute in die Luke. »Bist du okay, John?«

Mich erreichte sein Ruf, als ich dabei war, den Killer von dem noch heißen Rost zu ziehen. Der Mann war zum Glück bewußtlos und spürte die Schmerzen nicht.

»Alles klar«, rief ich zurück.

»Dann hole ich jetzt ein Seil.«

»Okay.«

Ich lehnte mich aufatmend zurück und wischte mir den Schweiß von der Stirn. Nur allmählich beruhigten sich meine aufgepeitschten Nerven. In der letzten Zeit war ein wenig viel auf mich eingestürmt, das ging an die Substanz.

Und auch die Horror-Oma war wieder erwacht. Sie hatte eine wirklich eiserne Konstitution. Überrascht schaute sie sich um. »Wir sind ja immer noch hier«, sagte sie. »Gefällt es Ihnen in der Verbrennungskammer so gut?«

Ich grinste schief. »Mir nicht, Lady Sarah, aber den anderen scheint es zu gefallen, daß wir hier unten bleiben.«

»Oh, welch widerliche Menschen.« Die Horror-Oma streckte ihren Arm aus und deutete auf den durch die Luke gefallenen Mafioso.

»Gehört er auch zu den anderen?«

»Sicher.«

»Den haben Sie aber nicht von dort oben runtergeholt.«

»Nein.«

»Dann haben wir Hilfe bekommen«, stellte die Lady scharfsinnig fest.

»Genau.«

»Hm.« Sie nickte und stand auf, wobei sie ihre Stirn in Falten legte und nach oben schaute. »Seltsam«, sagte sie, »sehr seltsam, wenn ich das so sehe.«

»Was ist seltsam?«

»Da oben liegen noch mehr.«

»Ich sagte Ihnen doch, mein Freund Suko kam zur rechten Zeit.«

Sie wollte etwas erwidern, doch plötzlich gaben ihre Beine nach.

Schwindel erfaßte sie und sie fiel.

Mir genau in die Arme, denn die hatte ich blitzschnell ausgestreckt. Da lag sie nun, blinzelte mir zu und lächelte. »Man merkt doch, daß ich nicht mehr die Jüngste bin.«

Da hatte sie ein wahres Wort gesagt. Trotz allem hatte sie sich außerordentlich gut gehalten, dieses Kompliment mußte ich ihr machen. Besser als ich.

Ich hörte Schritte.

Suko kam zurück. Mit einem Seil in der Hand. Er blieb vor der Luke stehen und schaute hinab.

»Wenn ihr mich nicht hättet«, sagte er und ließ das Seil hinabfallen. Eine Schlinge war bereits geknüpft.

Ich fing es auf. »So«, sagte ich zu Mrs. Goldwyn, »jetzt werden wir Sie mal hochhieven.«

»Aber Vorsicht, junger Mann. Ich bin sehr zerbrechlich.«

Ich mußte lachen. »Das erschien mir vorhin aber nicht so.«

»Täuschung, alles Täuschung.«

Ich legte der Frau das Seil unter die Achseln und gab Suko das Okay-Zeichen.

Der Chinese zog. Suko war ein Kraftpaket, die Horror-Oma für ihn ein Leichtgewicht.

»Was man in meinem Alter noch so alles erlebt«, sagte sie. »Unwahrscheinlich.«

Sie hatte wirklich Humor, das mußte man ihr lassen.

»Alles klar«, meldete Suko und ließ das Seil zum zweitenmal herab. Ich band Costellos Leibwächter fest, denn ihn konnten wir unmöglich hier liegenlassen.

Auch er wurde von Suko in die Höhe gehievt.

Dann war ich an der Reihe. Ich knotete mir die Schlinge selbst unter die Achseln. Als ich schließlich neben meinem Partner stand, fiel mir ein Stein vom Herzen.

Endlich war ich raus aus dieser verdammten Verbrennungskammer. Das hatte Nerven gekostet.

»Alles klar?« fragte der Chinese.

»Und wie.« Ich nickte und reichte ihm die Hand.

Er grinste. »Was soll das denn?«

»Für die Lebensrettung.«

»Mach hier keinen Mist.« Unwillig winkte der Chinese ab. »Du hättest nicht anders gehandelt. Und wie oft hast du mich schon herausgerissen.«

»Trotzdem, es war haarscharf.«

Auch Lady Sarah bedankte sich bei Suko. »Wäre ich 40 Jahre jünger, hätten sie jetzt einen Kuß bekommen, aber von einer dreifachen Witwe lohnt sich das nicht mehr, junger Mann.«

Ich mußte schmunzeln. Der Humor dieser Horror-Oma war einfach nicht unterzukriegen. Dann schaute ich mich um.

Suko hatte ganz schön aufgeräumt. Drei Kerle waren bewußtlos, der vierte verletzt. Er lag auf dem Boden und rührte sich nicht mehr.

Ich ging hin und drehte ihn auf den Rücken.

Eine Kugel hatte ihn getroffen. Ich sah das Blut und die gebrochenen Augen.

Der Mann war nicht verletzt, sondern tot.

Ich drehte mich um und schaute Suko an.

»Tut mir leid«, sagte der Chinese. »Zielen war nicht mehr möglich. Er

oder ich.«
Wie wahr mein Freund gesprochen hatte. Ich kannte solche Momente. Hinterher machte man sich dann Vorwürfe.
»Und Logan Costello?«
»Verschwunden.« Suko machte ein zerknirschtes Gesicht. »Der hat Fersengeld gegeben. Ich wollte noch hinterher, doch dann dachte ich an euch und eure Sicherheit, da habe ich ihn eben laufenlassen.«
»Schon gut«, erwiderte ich.
»Müßten wir nicht die Polizei anrufen?« unterbrach Mrs. Goldwyn unseren Dialog.
»Eigentlich ja«, dehnte ich.
»Aber…?«
»Bisher haben wir ja unseren eigentlichen Gegner nicht gesehen. Die Medusa. Ich bin sicher, daß sie sich irgendwo in der Nähe aufhält. Wenn das stimmt und mehrere Polizisten auf dem Friedhof sind, sie zudem noch bewußt suchen und sehen, passiert ein Unglück.«
Lady Sarah hatte einen sehr richtigen Einwand. »Und was ist mit den Besuchern?«
Daran hatte ich auch schon gedacht. Und daran, daß die Medusa unter Umständen Amok laufen würde. Ich schaute auf das Schwert, das Suko mitgebracht und abgelegt hatte. »Damit will ich sie töten«, sagte ich, nahm die Waffe und band sie mir um.
»Erst einmal haben«, meinte der Chinese.
»Ich suche sie.«
Die Horror-Oma deutete auf einen der Bewußtlosen. »Vielleicht weiß er Bescheid?«
Ja, das war eine Möglichkeit. Während Suko die Waffen der Männer einsammelte, trat ich zu dem Kerl, der Diego genannt wurde. Neben ihm ging ich in die Knie und tätschelte beide Wangen.
Nach einer Minute hatte ich Erfolg, denn Diego schlug die Augen auf und starrte mich verwirrt an.
»Wieder da, Meister?«
Er verzog das Gesicht zu einer Grimasse und faßte sich am Hals, wo ihn der Schlag getroffen hatte. »O verdammt, das war ein Hieb. Wie kommt es, daß…«
Er verstummte und schaute sich verwirrt um. Plötzlich schien er zu begreifen, daß doch nicht alles so gelaufen war, wie er es sich vorgestellt hatte.
Ein Fluch kam über seine Lippen. »Das reicht«, sagte ich. »Bleib schön ruhig, Meister, sonst ergeht es dir schlecht.«
Er knirschte mit den Zähnen. »Du hättest längst schmoren sollen, Schnüffler.«
»Manchmal verändern sich eben die Vorzeichen«, gab ich gelassen zurück. »Aber deine Lage ist mies.«

Er lachte blechern. »Wieso?«
»Mordversuch an einem Polizisten und an einer älteren Frau kann dir einige Minuspunkte einbringen, die einem Richter gar nicht gefallen werden.«
Diego kannte das Spiel. »Wenn Sie von Minuspunkten reden, gibt es sicherlich auch Pluspunkte.«
»Klar.« Ich tippte ihn an. »Vielleicht könnte ich vergessen, daß du es gewesen bist, der das Gas zum Brennen brachte. Weiterhin könnte ich vergessen…«
»Mann, reden Sie nicht um den heißen Brei herum. Ich höre das nicht zum erstenmal. Was wollen Sie wissen?«
»Wie seid ihr darauf gekommen, daß ich mich hier aufhalte?«
Er lachte glucksend und schaute mich dabei schief an. »Wenn ich Ihnen das erzähle, glauben Sie mir kein Wort.«
»Ich will's trotzdem wissen.«
»All right, Schnüffler.« Dann berichtete er. Ich hörte genau zu und wunderte mich gar nicht, daß Asmodina mal wieder in die Auseinandersetzung eingegriffen hatte. Sie steckte mit ihren verdammten Teufelsfingern eben überall drin. Diego war ein guter Beobachter gewesen, und er hatte sich alles ausgezeichnet gemerkt. »Das ist Teufelsspuk«, erklärte er zum Schluß. »Und als Costello nicht nachgab, hat sie eben gesagt, wo wir nachschauen könnten.«
Mich wunderte nur, daß sie nicht selbst erschienen war. Wahrscheinlich wollte sie dem Mafioso den Spaß überlassen, mich zur Hölle zu schicken. Denn Killer waren im Prinzip ebenso gefährlich wie Dämonen. Zudem hielt Asmodina noch einen Trumpf in der Hinterhand. Die Medusa. Auch sie wollte meinen Tod.
Den Killern waren wir entkommen. Wie es mit Medusa sein würde, das stand in den Sternen.
Ich sprach Diego darauf an.
Er schüttelte nur den Kopf. »Nein, die haben wir nicht gesehen. Davon wurde nur gesprochen. Aber ich habe die Steinernen entdeckt. Die sind furchtbar.«
Das glaubte ich ihm unbesehen.
Als Polizeisirenen erklangen, schreckte ich auf. Rasch war ich an der Tür.
»Wer hat die denn alarmiert?« fragte Suko.
Ich hob die Schultern.
Zehn Minuten später war alles klar, da wußten wir Bescheid. Die Trauergäste hatten natürlich auch die steinernen Monster gesehen und sich in ihrer Panik an die Polizei gewandt. Die Beamten waren mit drei Wagen gekommen.
Ich holte mir den Einsatzleiter und sprach fünf Minuten intensiv mit ihm.

Hinterher war er blaß. Über Funk forderte er eine Einsatzreserve an. Ich hatte mich doch dazu entschlossen, den Friedhof evakuieren zu lassen. Auch die Angestellten der Verwaltung, die aufgeregt herumliefen und von den Vorgängen nichts mitbekommen hatten, wurden nach Hause geschickt. Eine Alarmglocke läutete. Die meisten Besucher kannten das Zeichen. Wenn die Glocke ertönte, hatte jeder auf dem schnellsten Weg das Gelände zu verlassen.

Es dauerte eine halbe Stunde, bis wir einigermaßen sichergehen konnten, daß der Friedhof leer war.

Bis auf die Steinernen und die Medusa.

Die wollten wir suchen.

Natürlich mußte Suko an meiner Seite bleiben. Vier Augen sehen mehr als zwei. Und ihm war es sogar gelungen, einen Spiegel aufzutreiben. Oben aus den Waschräumen der Damen hatte er ihn von der Wand abmontiert.

Der Einsatzleiter meldete, daß alles klar sei. Vor den verschiedenen Eingangstoren standen seine Leute und hielten Wache, damit niemand das Gelände betrat. Zum Schluß fragte er: »Was suchen Sie eigentlich, Oberinspektor? Terroristen?«

Damit hatte er sich die Antwort selbst gegeben, denn ich stimmte ihm zu.

»Dann ist das gelogen, was die Zeugen gesagt haben.«

»Wahrscheinlich.«

»Und wozu brauchen Sie das Schwert?«

»Ein Talisman, Captain.«

Er schluckte, schaute mich an wie einen Geisteskranken und wandte sich schroff ab.

Suko und ich wollten schon gehen, als ein Wagen anfuhr. Eine dunkle Limousine mit getönten Scheiben. Der Fahrer hielt, und aus dem Fond stieg Superintendent Sir James Powell, mein Chef. Er blieb vor dem Wagen stehen, ließ seinen Blick schweifen und sah mich.

Ich ging ihm entgegen.

»Wissen Sie, wo Medusa steckt?« fragte er.

»Nein.«

»Aber auf dem Friedhof?«

Ich nickte.

»Dann vernichten Sie diese Bestie.«

Selten hatte ich meinen Chef so emotionsgeladen erlebt. Er mußte Angst haben, daß sich die Versteinerung ausbreitete. Wenn das geschah, war London verloren.

Und das sagte er mir auch. »In Ihren Händen liegt das Schicksal einer Stadt. Denken Sie immer daran, John.«

»Ich werde es mir merken.«

»Dann viel Glück. Ich warte hier.« Noch jemand wünschte uns Hals-

und Beinbruch. Lady Sarah Goldwyn, die Horror-Oma.

»Tun Sie Ihr Bestes John und Suko. Ich weiß, daß ihr beide es schafft.« In ihren Augen glitzerte es feucht. »Bis später.« Hastig drehte sie sich um.

Ich nickte Suko zu. Jeder fühlte wohl den gleichen Klumpen im Magen. Es war wie im Film. Zwei einsame Männer traten an gegen eine erdrückende Übermacht…

***

Auf einem Friedhof ist es immer still. Aber diese Stille fiel uns besonders auf.

Da sang kein Vogel, da lief kein Tier, da war nichts. Nur unsere Schritte hörten wir.

Suko und ich nahmen den Hauptweg. Dieser Diego hatte uns erklärt, wo Asmodina ihre Macht bewiesen hatte und wir auch die Steinernen finden konnten.

Auf dem neuen Teil des Friedhofes.

Dort lag unser Ziel.

Mit jedem Schritt, den wir zurücklegten, wurde mir die Tragweite unserer Aufgabe bewußter. Wir hatten es hier mit einem besonderen Gegner zu tun. Medusa war kein x-beliebiger Dämon. Wenn wir ihm gegenüberstanden, konnten wir uns wehren und schießen, aber bei dieser Frau war es anders.

Allein ihr Anblick reichte aus, um einen Menschen zu Stein werden zu lassen.

Ich trug das Kreuz offen, hatte mir das Schwertgehänge umgeschnallt und hielt die Beretta und den Dolch griffbereit.

Suko war mit der Dämonenpeitsche, einem Spiegel und dem vererbten Stab bewaffnet. Eigentlich hätte uns kaum etwas passieren können, wenn es nicht gerade gegen Medusa gegangen wäre.

Sie gehörte auch nicht zu den Dämonen, die das Tageslicht scheuten. Sie bewegte sich im Hellen ebenso sicher wie im Halbdunkel oder im Finstern. Und sie hinterließ überall ihre Spuren.

Die Steinernen…

Wir sahen einen.

Als wir ein Grab passierten, hockte eine Frau davor. Sie hatte die Glocke wohl nicht mehr hören können und war der Medusa begegnet. Wir gingen hin.

Sie war tatsächlich zu Stein geworden.

Ein Schauer rann mir über den Rücken, und als ich Suko anschaute, nickte dieser. Er hatte meine Gedanken erraten.

Ich nahm das Kreuz und berührte damit die Frau.

Es gab einen kurzen Blitz, dann war alles aus. Die Frau zerfiel zu Staub.

Das war gut so, denn sonst hätte ihr Medusa oder Asmodina noch ein unseliges Leben eingehaucht.

Es war warm geworden. Viel zu warm für diese Jahreszeit.

Schließlich hatten wir erst April. Ein Sonnenstrahl fand seinen Weg durch das hellgrüne Laubdach der Bäume und wurde von der Spiegelfläche blitzend reflektiert.

Das Grab, vor dem wir standen, gehörte noch zum alten Teil des Friedhofs. Dahinter breitete sich das große, parkähnliche Areal aus, das von zahlreichen kleinen Wegen durchschnitten wurde.

»Ich schätze, unsere Freundin hat die Stellung gewechselt«, sagte der Chinese.

Da gab ich ihm recht. Denn wenn die Frau hier versteinert war, mußte Medusa sie passiert haben.

»Wir bleiben nicht mehr auf dem Weg«, sagte ich.

Suko hatte nichts dagegen. »Schlagen wir uns also in die Büsche.«

Er deutete nach vorn. »Da, zwischen den Gräbern ist Platz.«

Ich ging vor. Das Schwert hatte ich jetzt aus der Scheide gezogen.

Sollte ich die Medusa sehen – und dann hoffentlich nicht von vorn –, wollte ich sofort zuschlagen können.

Mit der Klinge schob ich sperrige Buschzweige zur Seite, die manchmal mit ekligen Dornen bestückt waren. Wir erreichten einen schmalen Pfad, der zu beiden Seiten von Grabfeldern flankiert war.

Blicke nach links und rechts.

Nichts zu sehen. Die Luft war rein. Auch Versteinerte bekamen wir nicht zu Gesicht.

Bis wir das Brechen von Zweigen hörten.

Sofort duckten wir uns, und Suko streckte seinen Arm aus. Der Mafioso hatte von sechs Versteinerten gesprochen. Einer oder zwei zumindest befanden sich in unserer Nähe.

Wir huschten nach verschiedenen Seiten davon und nahmen hinter Grabsteinen Deckung.

Die vor mir aus dem Boden wachsende Platte war mit Moos bedeckt. Ich beugte mich ein wenig zur Seite und peilte hinter ihr hervor.

Noch sah ich nichts, jedoch vor mir, jenseits des Weges, bewegten sich die Zweige.

Sie kamen.

Es waren zwei, das sah ich genau.

Obwohl die Sonne schien, durchlief mich ein Frösteln, denn die Toten sahen schlimm aus.

Erst kurze Zeit hatten sie in der Erde gelegen, jetzt waren sie den feuchten Gräbern entkrochen und wollten schaurige Rache nehmen.

Ihre Leichenhemden waren zum Teil zerrissen. Als Fetzen hingen sie um ihre steinernen Körper.

Ich weiß nicht, ob sie uns irgendwie bemerkt hatten, auf jeden Fall

blieben sie stehen.
Lauernd, wie mir schien.
Ich warf einen Blick zu Suko hinüber. Der Chinese sah mich aber nicht, weil er sich soeben zur Seite bewegte. Daran erkannte ich, daß er den Monstern in den Rücken gelangen wollte.
Das war gut.
Suko machte es geschickt. Er wartete ab, bis die beiden Steinernen in eine andere Richtung schauten und huschte dann über den Weg.
Blitzschnell fand er hinter einem anderen Grabstein Deckung. Dort blieb er erst einmal hocken.
Die Monster überquerten den Weg. Beide setzten sich in Bewegung. Sie trampelten über die Gräber und zerstörten Vasen und sorgfältig gesetzte Pflanzen.
Ich hätte langst schießen können, der peitschende Knall aber hätte nur andere Gegner aufgeschreckt. Wenn es eben ging, wollte ich sie lautlos erledigen.
Ein Schritt, und die steinerne Leiche stand auf dem schmalen Pfad, der mit Kies bedeckt war. Zwischen den einzelnen Steinen wuchs hin und wieder ein Büschel Unkraut hoch.
Ich spannte meinen Körper, verlagerte das Gewicht und hockte wie ein Läufer vor dem Start.
Noch hatte mich das Monster nicht gesehen.
Der nächste Schritt.
Ich schoß aus meiner Deckung hoch.
In diesem Moment entdeckte mich die steinerne Leiche. Sehr schnell fuhr sie herum und wuchtete sofort auf mich zu.
Auch das andere Monster hatte gesehen, was geschehen war und setzte sich in Bewegung.
Wie ein Irrwisch tauchte Suko hinter der lebenden Figur auf, und schlug mit der Dämonenpeitsche zu.
Ich hörte noch das Klatschen, dann jedoch nichts mehr. Ich mußte mich um meinen Gegner kümmern. Der wollte mir beide Fäuste gegen den Kopf rammen.
Ich brachte mich zur Seite hin in Sicherheit und hob das von Destero erbeutete Schwert.
Beinahe langsam schlug ich zu.
Die Klinge traf haargenau und trennte mit einem einzigen Schnitt den Schädel ab.
Aus!
Der Kopf rollte, und ich atmete auf. Das war geschafft.
Staub rieselte aus der Öffnung am Hals. Als ich gegen die Figur trat, löste sie sich auf…
Auch Suko hatte es geschafft. Er winkte mir zu und sprang über ein Grab.

»Nur noch vier«, sagte er.
»Falls es dabei geblieben ist und Asmodina nicht noch mehr Tote aus den Gräbern geholt hat«, gab ich zu bedenken.
»Stimmt auch wieder.«
Der Chinese schaute sich um. »Wo geht es jetzt lang?« wollte er wissen und schwang unternehmungslustig die Peitsche.
»Erst hol mal den Spiegel.«
»Verflixt, du hast recht. Den habe ich abgestellt und vergessen.«
Suko lief davon.
Ich blieb auf dem Weg zurück und schaute mir den Staub an, der von unseren Gegnern übriggeblieben war Plötzlich hatte ich das Gefühl, nicht mehr allein zu sein. Irgend etwas war anders.
Gefährlich anders…
Da hörte ich auch schon Sukos Stimme. Warnend klang sie hinter einem Grabstein hervor. »Um Himmels willen, John, nicht umdrehen! Sie steht hinter dir…«

***

Medusa!
Sie war tatsächlich erschienen.
Und stand in meinem Rücken.
Ich hatte selbst das Gefühl, zu einem Steinblock zu werden, und ein Kälteschauer sauste mein Rückgrat hinab.
Ich durfte mich nur nicht umdrehen, dann war es aus. Dann halfen mir all meine Waffen nicht mehr.
In gespannter Haltung blieb ich stehen. Fest umkrampften die Finger der Rechten den Griff des Schwertes.
Schritte in meinem Rücken.
Sie kam.
Ich zitterte. Verdammt, es war die Anstrengung. Plötzlich spürte ich den Schweiß auf der Stirn. Er sammelte sich und wurde zu dicken Tropfen.
Die Schritte verklangen.
Ich atmete tief ein. Das Zittern ließ langsam nach. Kühle Überlegung nahm von meinem Gehirn Besitz. Wie konnte ich der Medusa entkommen und sie töten?
Die Frage quälte mich, doch zuvor hörte ich ihre höhnische, triumphierende Stimme.
»Ich habe mich auf dich gefreut, John Sinclair«, sagte sie. »Sehr sogar.«
Das konnte ich mir gut vorstellen, denn sie fühlte sich siegessicher und hatte mich eigentlich da, wohin sie mich haben wollte.
»Du gibst keine Antwort. Hat es dir die Sprache verschlagen?«
»Nein«, erwiderte ich. »Nur muß ich gerade an Tullham denken, da

hattest du mich auch schon mal.«

Es paßte ihr überhaupt nicht, daß ich sie daran erinnert hatte, denn sie stieß einen Fluch aus. »In Tullham waren die Vorzeichen nicht so gut!«

»Für mich ja.« Ich schaffte es sogar zu lachen. »Und hier bin ich im Vorteil. Ich habe das Schwert, Medusa. Damit werde ich dir den Schädel abschlagen, nicht mehr mit der Silberkugel schießen, das hat keinen Zweck. Aber ich werde zusehen, wenn dein Kopf vor meinen Füßen im Staub liegt, darauf kannst du wetten.«

»Dann dreh dich doch um!« kreischte sie.

»Nein.«

»Gut, ich komme.«

Abermals hörte ich die Schritte. Diesmal konnte sie mich nicht überraschen, denn ich lief vor, sobald sie sich in Bewegung gesetzt hatte, und hielt den Abstand in etwa gleich.

»Feigling!« keifte sie.

Ich lachte nur.

Und da blitzte etwas vor mir auf.

Der Spiegel. Ich sah plötzlich zwei Hände, die über dem Grabstein erschienen und den Spiegel umklammert hielten. Suko selbst hatte fantastisch reagiert, er wollte mir den Spiegel geben, ohne sich selbst dabei zu zeigen.

Die letzten drei Yards legte ich mit einem gewaltigen Sprung zurück und riß Suko den Spiegel aus den Händen. Ich hütete mich immer noch, mich umzudrehen, aber da ich den Spiegel besaß, konnte ich Medusa sehen. Ohne zu Stein zu werden. Genau das wollte ich.

»Das hilft dir auch nicht, John Sinclair!« kreischte sie. »Ich erwische dich doch!«

Um dieses Gerede kümmerte ich mich nicht, sondern hielt den Spiegel etwas schräg von meiner linken Körperseite weg und warf einen ersten Blick hinein.

Ja, ich sah sie!

Es war die typische Medusa. Auf ihrem Haupt ringelten zahlreiche Schlangen.

Dann das Gesicht. Glatt die Haut. Glatt und schön. Doch unter dem rechten Auge sah ich etwas Grünes schillern, das überhaupt nicht in dieses Gesicht paßte.

Da fiel es mir ein. Dort war Medusa von meinem geweihten Dolch getroffen worden. Der Einschlag des Geschosses hatte doch seine Spuren hinterlassen.

Kalt und erbarmungslos blitzten die grünschwarzen Augen, das konnte ich selbst erkennen, obwohl ich ziemlich weit entfernt war und sie nur im Spiegel sah.

Was sollte ich tun? Der Spiegel half mir nicht viel. Darin konnte ich

sie nur sehen, aber töten mußte ich sie mit dem Schwert. Ihr den Kopf abschlagen, so wie es schon Perseus in der griechischen Sage getan hatte.

Aber war diese Medusa dann nicht tot?

Ich fragte sie danach. »Wer bist du?« rief ich und schaute weiterhin in den Spiegel.

»Medusa.«

»Nein, die ist tot. Perseus hat ihr den Schädel vom Körper geschlagen. Ich glaube dir nicht.«

»Sie hat Nachkommen hinterlassen!« zischte die Schlangenköpfige. »Meine Ahnherrin war nicht allein.« Medusa kicherte. »Und ich bin auch nicht die einzige, John Sinclair, aber ich werde die sein, die dich töten wird. Du mußt mich einmal ansehen, und auf diesen Moment freue ich mich besonders.«

Ich ließ sie reden und hielt nicht nur sie im Auge, sondern auch die unmittelbare Umgebung.

Da fiel mir auf, daß sich in meiner Nähe Zweige bewegten. Nicht vom Wind.

Da schlich jemand heran.

Medusa hätte ihre Helfer.

Und sie hatte es verdammt geschickt angefangen. Während ich mit ihr redete, war es den Steinernen gelungen, sich unbeobachtet in meinen Rücken zu schleichen.

Wirklich raffiniert.

Da warnte mich auch schon Suko. Seine Stimme klang hinter dem Grabstein hervor. »Aufpassen, John, sie kommen!«

»Danke, schon gesehen!« Ich lief ein paar Schritte zur Seite und geriet dabei nahe an den Wegrand.

Plötzlich hörte ich über mir das Knirschen und Knacken. Gleichzeitig Medusas gellendes Gelächter, und da wußte ich, daß ich doch in eine Falle getappt war…

***

Der Gegner hatte über mir im starken Geäst des Baumes gelauert.

Der Ahorn trug selbst seine steinerne Gestalt. Er hatte nur darauf gewartet, daß ich ihn passierte, was nun geschehen war.

Den Aufprall würde ich nie überstehen.

Da peitschten die Schüsse.

In rasender Folge jagte Suko sein gesamtes Magazin leer. Während ich ins Gelände hechtete und dabei einen Grabstein übersprang, holte der Chinese mit seiner rasenden Schußfolge das Monster vom Baum. Es fiel, und es löste sich auf.

Als Ascheregen berührte es den Boden, wo eine graubraune Schicht liegenblieb.

Ich atmete auf. Den Spiegel hatte ich nicht mehr halten können, weil ich den gewaltigen Sprung abfangen mußte. Er lag ebenso am Boden wie auch ich.

Nur ging es mir schlechter. Ich war mit dem Gesicht in irgendeinen Dreckhaufen gefallen und spürte deutlich die Krumen auf den Lippen. Auch in die Augen war mir das Zeug gedrungen, und als ich mich aufrichtete, wischte ich mir den Dreck erst einmal aus dem Gesicht.

Jetzt konnte ich wieder klar sehen. In gebückter Haltung blieb ich.

Das Schwert hielt ich nach wie vor fest.

Diese kostbare Waffe würde mir so leicht keiner abnehmen. Nicht wie den Bumerang, wo ich nicht aufgepaßt hatte.

»John!« hörte ich Sukos Stimme.

»Hier!« meldete ich mich und schaute gleichzeitig in die Runde.

Weitere Steinmonster und vor allen Dingen die Medusa sah ich nicht.

»Sie ist verschwunden«, hörte ich Suko sagen. »Bleib du da, ich komme.«

»Okay.« Diesmal deckte ich meinen Freund. Ich drehte mich und peilte hinter dem Grabstein hervor.

Alles klar, die Luft war rein.

Wie ein Schatten huschte Suko über den schmalen Weg, ein Sprung, er stand neben mir. Dann warf er einen Blick nach oben zu den Bäumen hin. »Dort hätten sie uns fast erwischt!« schimpfte er.

»Wir müssen mit allem rechnen.«

Ich säuberte den Spiegel. »Bleibt die Frage offen, wie wir sie kriegen?«

»Am besten wäre es, wenn einer von uns in ihren Rücken gelangen könnte«, schlug der Chinese vor.

Da hatte er ein wahres Wort gesagt.

»Aber wie?«

Suko runzelte die Stirn und hob gleichzeitig beide Schultern. Auch ich war ziemlich ratlos. Bis mir die Idee kam.

»Und was ist, wenn wir uns trennen?«

»Eine verdammt riskante Sache.«

»Und die einzige Möglichkeit.«

»Wo willst du hin?«

Ich ballte die Hand zur Faust, ließ aber den Daumen nach oben zeigen. »Was dem Steinmonster recht ist, kann uns nur billig sein. Wir könnten uns auch im Baum verstecken. Einer lockt sie her, der andere greift von hinten an.«

»Klar. Nur – wer klettert hoch?«

»Du«, sagte ich.

Suko schüttelte den Kopf.

»Wir losen«, schlug ich vor.

Damit war der Chinese einverstanden. Ich zog eine Münze aus der

Tasche und warf sie in die Luft.
»Zahl«, sagte ich schnell.
Die Münze fiel auf meinen Handteller zurück.
Ich hatte gewonnen.
Mein Grinsen fiel etwas gemein aus. »Ab in den Baum, Tarzan«, sagte ich.
Der Chinese schaute mich an, als wollte er mich fressen. Doch er hatte verloren und fügte sich.
Wir blieben allerdings nicht an dieser Stelle, sondern schlugen uns weiter in die Büsche, wie man so schön sagt. Dabei blieben wir immer dicht am Weg.
Schließlich hatte sich der Chinese einen entsprechenden Baum ausgesucht. Es war eine alte Platane, deren starke Äste knorrig und dick bis über den Weg reichten und dort in Mannshöhe ein kleines Dach bildeten.
Suko sprang. Er bekam mit beiden Händen einen starken Ast zu packen und zog sich wie ein Turner am Reck hoch. Auf einer Gabel fand er den nötigen Halt.
»Wie machen wir es?« rief Suko.
»Denk an deinen Stab«, erwiderte ich. »Halte die Zeit an, dann kannst du das Schwert nehmen und sie vernichten.«
Der Vorschlag gefiel meinem Partner. »Du willst mir freiwillig die Aufgabe überlassen, John?«
»Ist das nicht egal, wer die Medusa umbringt?«
»Stimmt, viel Glück.«
»Danke.« Ich zog allein los.
Ein komisches Gefühl hatte sich doch in meinem Innern ausgebreitet. Jeden Moment konnte die Medusa hinter irgendeinem Baumstamm oder einem Gebüsch auftauchen und auf den Weg springen.
Dann mußte ich sie ansehen – und wurde zu Stein.
Noch tat sich nichts.
In der Ferne hörte ich das Jaulen der Polizeisirenen. Es kamen immer mehr Wagen. Der Friedhof wurde abgeriegelt.
Gut in Form fühlte ich mich nicht. Die Hitze im Verbrennungsofen hatte mich doch geschlaucht und mitgenommen. Es war gar nicht einfach, darüber hinwegzukommen. Einige Haare waren verbrannt, und als ich über meine Haut strich, fühlte sie sich spröde und trocken an. Aber ich mußte durchhalten.
Mein Weg führte mich dorthin, wo der neue Teil des Friedhofs begann. Schon trat der alte Baumbestand zurück. Die Lücken zwischen den Büschen wurden größer, die Grasflächen breiteten sich aus.
Ich blieb stehen.
Von diesem Punkt aus hatte ich einen fantastischen Blick über den neuen Teil des Friedhofs. Ich sah auch die frisch aufgeworfenen

Gräber. Und dort bewegte sich etwas.
Ich kniff die Augen ein wenig zusammen, weil mich die Sonne blendete. Kletterte da ein Steinerner aus dem Grab?
Nein, kein Monster.
Eine Frau!
Einmal rutschte sie ab, als sie es geschafft hatte, zur Hälfte ihren Körper hochzuwuchten. Ich vernahm ihren enttäuschten Schrei, und als sie den zweiten Versuch startete, da klappte es.
Meine Augen wurden groß, als die Frau von den Gräbern wegtaumelte. Sie trug ein schwarzes Kostüm und mußte zu dem Trauerzug gehört haben, der den toten Mafia-Anwalt begleitete. Die Frau war mit ihren Nerven ziemlich am Ende. Sie taumelte über den Weg, und der Wind trug ihr Schluchzen bis an meine Ohren.
Was sollte ich machen?
Sie war ein Mensch, und wenn sie Medusa in die Arme lief, wurde sie zu Stein.
Das konnte ich auf keinen Fall zulassen.
Ich winkte.
Sie sah mich nicht, sondern lief weiter.
Dann riskierte ich es und rief sie an, auch wenn ich damit meinen Standort verriet.
»Zurück!« schrie ich. »Gehen Sie wieder in das Grab zurück!« Dort war sie einigermaßen sicher, aber sie hörte mich nicht oder wollte mich nicht hören.
Dann blieb sie doch stehen.
Sie hatte mich gesehen. Ich winkte, um ihr ein Zeichen zu geben.
Doch sie reagierte anders; statt zurückzugehen kam sie auf mich zu.
»Verdammt!« knurrte ich. »Das hat mir gerade noch gefehlt.« Aber ich mußte sie aus der Gefahrenzone bringen. Diese Frau war völlig durcheinander und nur noch ein reines Nervenbündel.
Deshalb rannte ich ihr entgegen.
»Zurück!« brüllte ich. »Laufen Sie zurück! Verstecken Sie sich im Grab!«
Sie wollte nicht hören.
Und dann bemerkte ich, daß sie nicht mich anschaute, sondern schräg an mir vorbeisah.
Stand dort Medusa?
Einen Blick konnte ich nicht riskieren. Wenn sie sich tatsächlich dort aufhielt, wurde ich zu Stein. Ich schaute wieder in den Spiegel, indem ich ihn schräg von meinem Körper weghielt.
Es war nicht die Medusa, die dort stand, sondern ein Steinmonster im fleckigen Leichenhemd.
»Frederico!« schrie die Frau plötzlich. »Mein Gott!« Sie fiel in die Knie und preßte beide Hände gegen ihr Gesicht.

Mich durchjagte ein Schauer.
Sie hatte Frederico gerufen. Und so hieß der tote Bandone mit Vornamen.
Dann war die Frau in Schwarz vielleicht seine Witwe. Mein Gott, welch ein Grauen.
Und der Steinerne lief vor.
Er hatte die Frau auch gesehen, nahm den direkten Kurs auf sie, und ich sah hinter seinem Rücken noch zwei weitere versteinerte Leichen auftauchen.
Es lag auf der Hand, was die Seelenlosen vorhatten. Sie wollten die Frau töten.
Da hatte ich auch noch ein Wörtchen mitzureden. Ich startete und rannte ebenfalls auf die Frau zu.
Die hatte gemerkt, in welch einer Gefahr sie schwebte. Sie tat instinktiv das einzig Richtige. Warf sich auf dem Absatz herum und gab Fersengeld. Sie lief wieder dorthin, wo sie auch hergekommen war.
Doch die Frau war schwach. Ich sah, daß sie Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten. Immer wieder gaben ihre Knie nach, und sie konnte sich nur mit großer Kraft fangen.
Dann stürzte sie.
Die Monster kamen näher. Sie hatten es besser als ich, ihr Winkel zum Opfer hin war wesentlich günstiger als der meine.
Es ging wirklich um Sekunden.
Die Frau raffte sich wieder hoch, taumelte weiter auf das Grab zu, aus dem sie gestiegen war.
Ich rannte.
Die Monster wuchteten sich voran.
Mit gewaltigen Sätzen übersprang ich die frischen Gräber, trat einmal ein Kreuz um, doch darum konnte ich mich jetzt nicht kümmern. Ich mußte die Frau vor den Monstern erreichen.
Wenn Suko wenigstens hier gewesen wäre. Im nachhinein verfluchte ich unseren »tollen« Plan.
Es war ein Wettrennen gegen die Zeit. Für mich ging es um Sekunden. Alles zählte, jeder Atemzug.
Und dann war ich da. Dicht vor dem Grab erreichte ich die Frau.
Aber auch die Steinmonster gelangten an ihr Ziel. Im vollen Lauf wirbelte ich herum, hatte den Spiegel fallen gelassen und schlug mit dem Schwert zu.
Frederico, der steinerne, untote Gatte der bedauernswerten Frau, er konnte seinen Lauf nicht mehr stoppen. Er rannte voll in den Schlag hinein.
Ich hatte genau gezielt. Für einen Moment sah es so aus, als würde sein Kopf über dem Rumpf schweben bleiben, während sein

Oberkörper sich reflexartig voranbewegte. Dann jedoch fielen beide zu Boden und lösten sich auf.

Die Frau war stehengeblieben und schaute zu, wie ich mit den anderen beiden Monstern kämpfte.

Eins fiel gegen mich.

Blitzschnell richtete ich das Schwert auf. Die lange Klinge drang durch die Brust des Steinernen und trat am Rücken wieder hervor.

Rausziehen konnte ich das Schwert nicht mehr, denn das zweite Monster warf sich gegen mich.

Ich ließ den Griff los und hechtete zur Seite. So fiel die schwere Gestalt nicht auf mich, sondern streifte mich nur. Aber auch die Berührung reichte, um mich zu Boden zu drücken.

Dann hob der Steinerne den Arm.

Er wollte meinen Schädel zerschmettern. Zeit, um die Beretta zu ziehen, hatte ich nicht mehr. Ich rollte mich um die eigene Achse und hörte noch, wie die steinerne Hand dicht neben meinem Ohr gegen den Boden wuchtete.

Es war ein mörderischer Hieb.

Dreck und Staub spritzten in mein Gesicht.

Dann hatte ich die Beretta.

Im Liegen drehte ich mich wieder, sah den Kopf aus Stein dicht vor mir und drückte ab.

Die Kugel zerhieb den Schädel.

Ich hatte es geschafft.

Ich kam halb auf die Knie, grinste der schreckensstarren Frau zu und faßte nach meinem Schwert.

Da durchfuhr es mich wie ein Stromstoß.

Plötzlich sah ich, wie die Bewegungen der Frau verkanteten und langsamer wurden. Sie erstarrte zu Stein.

Da wußte ich, wer hinter mir stand.

Medusa!

***

Und schon hörte ich ihr hämisches, triumphierendes Lachen. »John Sinclair«, sagte sie. »Jetzt sind wir allein! Und nimm die Hand von dem verdammten Schwert!«

Meine Finger zuckten zurück. Ich war fertig, ausgelaugt, kniete am Boden, und das Wissen, zuletzt doch noch verloren zu haben, deprimierte mich.

Medusas Rache.

Sie würde sich erfüllen.

Jetzt und hier.

Und an mir!

Diese Erkenntnis lähmte mich. Meine Reaktionen schienen ebenfalls

eingefroren zu sein. Ich hatte schon das Gefühl, innerlich zu versteinern, doch ihre Stimme riß mich aus meiner Lethargie.

»Was hast du dir nur eingebildet, mich töten zu können. Nein, John Sinclair, das schafft niemand. Die Medusa ist unsterblich. Lange genug habe ich gewartet, und ich gebe zu, daß du ein großer Gegner gewesen bist. Du hast den Sammler vernichtet und all seine Köpfe, aber mich wirst du nicht schaffen!«

Da hatte sie recht.

Und ich hörte ihre Schritte.

Mein Herzschlag beschleunigte sich, er bekam Ähnlichkeit mit einem rasenden Trommelwirbel.

Jetzt ging sie um mich herum, um mich anschauen zu können. Ich sah bereits ihre Füße, einen Teil des Gewandes. Beides bewegte sich rechts an mir vorbei.

Was konnte ich tun?

Links befand sich das offene Grab, aus dem die Frau geklettert war.

»Und nun, John Sinclair, rettet dich nichts mehr!« sagte die Medusa in wilder Vorfreude. »Wenn du mich nicht anschauen willst, werde ich dir den Kopf hochreißen…«

Die weiteren Worte gingen in einem Wutschrei unter, denn ich hatte reagiert.

Ein gewaltiger Sprung nach links. Die Graböffnung lag plötzlich unter mir, dann fiel ich hinein in das Grab und krachte auf den zerstörten Sarg.

Nur nicht ansehen! hämmerte es in meinem Kopf. Nur nicht ansehen! Ich spürte Splitter im Genick, die mir die Haut aufrissen, aber darum kümmerte ich mich nicht. Mit wilden Bewegungen befreite ich mich von der Totenkiste und tat das, was ich mir vorgenommen hatte.

Ich schleuderte mir die Kette und das Kreuz über den Kopf.

»Es hilft dir nichts!« hörte ich die Stimme meiner Feindin. »Ich bin da!«

Sie trat an das Grab.

Ich sah bereits ihre wallende Kleidung, zielte und schleuderte das Kreuz.

Einen Lidschlag lang tat sich nichts.

Dann ein Schrei.

Gellend, markerschütternd brach er sich Bahn. Mein Kreuz mußte die Medusa voll getroffen haben.

Ich schnellte hoch, nahm noch einmal meine Kräfte zusammen und jagte aus dem Grab.

Es waren zwei Sprünge, wobei ich volles Risiko einging, und ein dritter Sprung brachte mich an mein Schwert.

Medusa stand gebückt da. Das Kreuz lag neben ihr, aber es mußte sie im Gesicht getroffen haben, denn sie preßte beide Hände dagegen und

stieß unmenschliche Schmerzenslaute aus. Wild ringelten die Schlangen auf ihrem Kopf, eine sich hin- und her bewegende Masse. Die Köpfe der Tiere wurden langsam grau.

Ich packte das Schwert, hob es dann, umkrampfte es mit beiden Händen…

In diesem Augenblick drehte sich die Medusa um.

»Ahhhh…!« Ich brüllte meine Wut und meinen Haß hinaus, während ich gleichzeitig zuschlug.

Da war ein Pfeifen, als die Klinge durch die Luft schnitt, und dann gab es einen dumpfen Schlag.

Plötzlich flog der Kopf vom Rumpf der teuflischen Frau. Ein paar Schritte weiter landete er neben einem frisch aufgeworfenen Grabhügel, und er blieb so liegen, daß die Augen mich anstarrten.

Ich wich dem Blick nicht aus und bekam mit, wie die Medusa langsam zerfiel.

Die Berührung durch das Kreuz hatte bereits ihre rechte Gesichtshälfte zerstört. Grau und rissig wurde die Haut. Der Glanz in den Augen erlosch, ein stumpfer Schleier legte sich über den Blick, die Lippen wurden lappig, Zähne fielen aus dem Mund, und die Augenbrauen lösten sich langsam auf.

Medusa verging ebenso wie die Schlangen auf ihrem Schädel, die ein letztes Mal noch wild zuckten und dann als Staub von ihrem Kopf rieselten.

Ich sah bleiche Knochen aus der brüchig gewordenen Haut hervorstarren, die sich auch auflösten und als Pulver zu Boden rieselten.

Tief atmete ich ein.

Medusa gab es nicht mehr.

Sie war vernichtet.

Und mit ihr aufgelöst hatte sich ihr letztes Opfer, die Witwe des Mafia-Anwalts.

Plötzlich wurde mir schwindlig. Alles drehte sich vor meinen Augen, und ich wäre tatsächlich gefallen, wenn Suko mich nicht gestützt hätte.

Er war auf einmal da, und dann hörte und sah ich nichts mehr.

***

Ich erwachte, weil mir jemand etwas Scharfes unter die Nase hielt.

Ein Riechsalz.

Als ich die Augen öffnete, grinste mich Suko an. »Da bist du ja wieder«, sagte er.

Wir befanden uns noch immer auf dem Gräberfeld. Doch nun standen mehrere Polizisten um mich herum und auch Sir James Powell.

Er schob andere zur Seite und reichte mir die Hand. »Darf ich Ihnen

gratulieren, John?«

»Meinetwegen.«

»Sie haben es tatsächlich geschafft. Ich bin stolz auf Sie!«

»Danke.«

Dann quälte ich mich auf die Füße. »Kann ich irgend etwas für Sie tun?« hörte ich die Stimme meines Chefs.

»Ja, Sir, bringen Sie mir ein großes Glas Bier. Die Folgen der Hitze in der Verbrennungskammer kann man nur so löschen.«

»Da haben Sie recht, John«, sagte mein Chef. »Und wissen Sie was, das Bier bezahle ich sogar.«

»Nein!« rief ich gespielt. »Es geschehen noch Zeichen und Wunder…«

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 160 »Der Sammler«

[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 001 »Angst über London«

[3]Siehe John Sinclair Nr. 145 »Die fliegenden Särge«